Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEG. VON HERMANN MULERT

4. Juli 1936 — Unser 50. Jahrgang — Nummer 13

INHALT

Wie eine Blume auf dem Feld . . . . . Theodor Treu

Kirchenwahlen . . . . . Hermann Mulert

Erasmus . . . . . Hermann Goetz

Die Liebe ist die größte unter ihnen . . . . . Herbert Preisker

Eckehart nach Rudolf Otto . . . . . Gustav Mensching

Die »Hochreligionen« außerhalb des Abendlandes Wilhelm Mensching

Jacob Burckhardt über das Verhältnis von Staat und Kirche . . . . . Jürgen Petersen

Schillers Tod und Bestattung . . . . . Gustav Krüger

Englische Philosophie (Metz) . . . . . Paul Jaeger

Mission von oben (Witte) . . . . . Heinrich Weinel

Blick in die Welt – Aus Zeitschriften

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Leipzig

gegründet 1886, wird herausgegeben von Professor D. Hermann Mulert. Sie erscheint halbmonatlich und kostet RM 4.50 im Vierteljahr.

Schriftleitung: Leipzig-Markkleeberg 1, Hindenburgstr. 34.

Verlag: Leopold Klotz, Gotha. Auslieferung Leipzig, Frommannstraße 2a.

Bezug der „Christlichen Welt" kann durch alle Postämter, Buchhandlungen oder unmittelbar durch den Verlag erfolgen. Bei Zustellung als Drucksache kostet sie vierteljährlich RM 4.50 zuzüglich Porto; Einzelheft 80 Pfennig.

Postscheck: Erfurt 4754, Zürich VIII, 12267.

Reklamationen richten die Postbezieher zuerst an das zuständige Bestellpostamt, dann erst an den Verlag.

Anschriftsänderung möglichst vor Wohnungswechsel an die Post, Buchhandlung oder den Verlag weitergeben. – Im Falle einer Behinderung des Erscheinens durch höhere Gewalt haftet der Verlag nicht!

Einsendungen von Manuskripten und Rezensionsexemplaren an die Schriftleitung in Leipzig-Markkleeberg. Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgesandt.

D. A. 2600 II. Vj. 36 – Verantwortlich für die Anzeigen (außer Verleger-, Stellenmarkt-, Wohnungs-, Gelegenheits- und Familienanzeigen): Dipl.-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

Anzeigengebühr (nach Preisliste 3): die ganze Seite RM 120.— brutto. Seitenteile entsprechend.

Aus dem Brief eines Pfarrers an den Herausgeber vom 21. Juni 1936:

Heute habe ich wieder rechte Freude an der Lektüre unseres Blattes gehabt. Ich habe viel Lesestoff abschaffen müssen, aber die „Christliche Welt", die ich seit der Kriegszeit im Felde und im Lazarett lese, möchte ich nicht entbehren.

Ich bin sehr dankbar, daß die „Christliche Welt" wie unter Rade so auch unter Ihrer Leitung das geistige Niveau hält, das heute ganz besonders nötig ist. Es ist in dieser Nummer kaum ein Artikel, an dessen Rand ich nicht Striche gemacht habe, damit ich mich in den nächsten 14 Tagen bis zur nächsten Nummer mit seinem Inhalt noch einmal beschäftige. Ganz besonders danke ich Ihnen, daß Sie so treu und energisch für die Gewissensfreiheit eintreten. Möchte es der „Christlichen Welt" an ihrem Teil gelingen, unsere Kirche durch Skylla und Charybdis gleicherweise hindurchzusteuern. Nur ein Gruß und ein Dank sollen diese Zeilen sein!

Friedrichroda i. Thür.
450 m ü. M.
Waldhaus Karin-Sigrid
früher Haus der Christlichen Welt
Schreibersweg 6 **Leiterin: Frau Edith Behrendt**
Fernruf 270
15 behaglich eingerichtete Zimmer z. T. mit Glasveranda / Herrliche Lage direkt am Tannenwald / Garten / Liegewiese / Bad
Gesellschaftsräume
Zimmer mit Frühstück von 2.25 RM an
Den Abonnenten der Christl. Welt wird – wie bisher – ein Nachlaß von 5% auf die Zimmermiete gewährt

Theologisches Antiquariat!
Kataloge über billige und interessante Gelegenheiten – Bücher, Bildnisse und Autographen – kostenlos durch
Hermann Aupperle, Schwäbisch Gmünd, Württemberg

Die „Christliche Welt" ruft Sie auf!
Als ihr Leser sind Sie ihr Mitarbeiter, auch wenn Sie zu manchem, was sie bietet, Vorbehalte machen sollten. Es geht um eine Erneuerung, um eine Vertiefung des protestantischen Gedankens; diesem in der ganzen christlichen Welt zu dienen, ist seit 50 Jahren die „Christliche Welt" berufen. Bitte helfen Sie mit und sagen Sie es Ihren Freunden.
Der Herausgeber und der Verlag

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEG. VON HERMANN MULERT

Nummer 13 | Gotha, 4. Juli 1936 | 50. Jahrgang

Inhalt: Wie eine Blume auf dem Feld [Sp. 577] — Gut und Besser [Sp. 578] — Kirchenwahlen [Sp. 579] — Erasmus [Sp. 581] — Die Liebe ist die größte unter ihnen [Sp. 585] — Eckehart nach Rudolf Otto [Sp. 588] — Die „Hochreligionen" außerhalb des Abendlandes [Sp. 593] — Jacob Burckhardt über das Verhältnis von Staat und Kirche [Sp. 601] — Schillers Tod und Bestattung [Sp. 603] — Englische Philosophie [Sp. 609] — Blick in die Welt [Sp. 611] — Aus Zeitschriften [Sp. 613] — Mission von oben [Sp. 614] — Bücher und Schriften: Säkularisierung in Israels Kultur (Wendel); Paulus (Urban); Das Persönlichkeitsideal (Juhnke); Die Bekehrung der Germanen (Schmidt); Der deutsche Orden (Gatz); Erinnerungen eines simplen Eidgenossen (Lorenz); Der Kampf um die Weltmacht Baumwolle (Zischka); Von Gestern und Heute (Dittmar); Sexualität und Persönlichkeit (Schwarz); Wider das neue Heidentum (Stallmann); Heiligung des Alltags (Müller); Vom rechten Leben (Pfäfflin); Das Leben ruft (Smidt); Wulfila (Spunda); Wölfe (Fönhus); Moiken Peter Ohm (Boie); [Sp. 615] — Chronik [Sp. 620] — Verschiedenes: Mackintosh †; Nordische kirchliche Tagungen; Vom deutschen Bund alkoholenthaltsamer Pfarrer; Exkomunikation; Ökumenisches [Sp. 623] — Versammlungskalender [Sp. 624] — Anzeigen

Wie eine Blume auf dem Feld

Es war vor vielen Jahren. Wir brachten eine hochbetagte edle Frau zur letzten Ruhe. Sie war bis zuletzt der lebendige Mittelpunkt einer großen Familie gewesen. Kinder und Enkel wußten nicht genug zu erzählen von ihrer lauteren Liebe, die ihr ganzes Wesen verklärt hat, die mit Selbstverständlichkeit aus ihrem schlichten, aber immer tätigen Leben geleuchtet hat. Doch fast noch eindrucksvoller war mir ein stiller Gruß, den zwei Urenkel durch ihre Mutter zum Begräbnis gesandt hatten: ein Strauß Feldblumen, die sie im Andenken an die geliebte Urgroßmutter gepflückt hatten. Er konnte besser noch als alle Worte dies Menschenleben in seiner schlichten Schönheit symbolisch darstellen, das nun zu seiner Vollendung gekommen war. Und es kam mir das Bibelwort in den Sinn: Der Mensch blüht wie eine Blume auf dem Felde. Psalm 103, 15.

Aber nicht nur für dieses einzelne Leben sollte die Feldblume ein Symbol sein, sondern für jeden Menschen. Wie hat doch jede Blume des Feldes bei aller Anspruchslosigkeit ihre besondere Art, ihre besondere Leuchtkraft: Die roten Steinnelken und die blauen Kornblumen, die Glockenblumen und der Hahnenfuß – keine ist gleich der anderen, wie es Fabrikware immer ist und sein muß; aber es will auch keine mehr vorstellen, als wozu sie Gott gemacht hat. So hat Gott auch jedem Menschen seine besondere Art gegeben, mit der er leuchten soll in dieser Welt. Es ist des Vaters Wille, daß durch jedes seiner Kinder einer seiner großen Gottesgedanken verwirklicht werden soll. Das gilt nicht nur von bedeutenden Männern, die über alle anderen weit emporragen und an einflußreicher Stelle ein weithin sichtbares Lebenswerk schaffen, sondern auch von jedem, der wie eine schlichte Feldblume, wie ein Veilchen im Verborgenen sein unscheinbares Tagewerk in Treue und Aufrichtigkeit vollbringt.

Freilich nicht jeder Mensch bringt es zur vollen Entfaltung der in uns gelegten göttlichen Kräfte. So manche Knospe wird welk, ehe sie verblüht. Woran liegt das? Oft genug daran, daß wir Menschen nicht lernen wollen, was die Blumen mit solcher Selbstverständlichkeit tun: Der Sonne stille halten! Nicht umsonst betet darum Tersteegen:

Wie die zarten Blumen
Willig sich entfalten
Und der Sonne stille halten:
Laß mich so still und froh
Deine Strahlen fassen
Und dich wirken lassen.

Es will nicht nur gelernt, es will auch erbeten sein: Gott stille zu halten, ihm gehorsam zu werden, seinen Willen zu vollbringen. Das ist nun einmal die unerläßliche Vorbedingung dafür, daß der Mensch erblüht wie eine Blume auf dem Felde. Sonst bleibt alles, was wir in hastiger Vielgeschäftigkeit und in wildem Organisationsdrang tun, nur leeres Stroh, das wir dreschen. Wer aber mitten in allem Weltgetümmel seine Seele immer wieder stille werden läßt zu Gott hin, dessen Leben entfaltet sich zu gottgewollter Art, zu einer Leuchtkraft von wunderbarer Schönheit. Oft vergehen Jahre und Jahrzehnte, zuweilen wohl gar das ganze Erdenleben, bis es dazu kommt. Darum sei stille dem Herrn und warte auf ihn!

Dann sproßt, was dir indessen
Als Keim im Herzen lag;
So ist kein Ding vergessen,
Ihm kommt ein Blütentag!

Theodor Treu.

Immer vorwärts

Sobald wir anfangen, nicht mehr nach Besser-Werden zu streben, hören wir auf, gut zu sein.

Luther zu Röm. 3, 11 nach Bernhard von Clairvaux.

Kirchenwahlen

Der Aufsatz „Neue Kirchenleitung" in voriger Nr. (Sp. 531 f.) ging davon aus, daß die vom Staat eingesetzten Kirchenausschüsse den evangelischen Kirchen in Deutschland helfen sollen, bis zum Herbst 1937 neue, als rechtmäßig anerkannte Behörden zu gewinnen, was ein wichtiger Schritt auf dem Wege zu kirchlichem Frieden sein würde. Da das Führerprinzip, das bei uns jetzt im politischen Leben herrscht, (wie auch der Kirchenminister öffentlich erklärt hat) nicht auf die evangelische Kirche zu übertragen ist, müssen deren Behörden vom Kirchenvolk gewählt werden. Das braucht nicht so zu geschehen, wie vor 1933. Die Art, wie die Synoden gewählt wurden, und wie von ihnen ein Kirchenausschuß, Kirchensenat oder dgl. gewählt wurde, unter dem dann als Behörde für die laufenden kirchlichen Verwaltungsgeschäfte ein Oberkirchenrat, Landeskirchenamt oder dgl. stand, war in den deutschen evangelischen Landeskirchen verschieden und das Wahlverfahren mag mancherlei Mängel gehabt haben. So versuche man, es zu bessern. Aber lutherischer Grundsatz ist, es komme nur darauf an, daß das Evangelium rein gepredigt werde, und die Verfassung der Kirche sei wie alles Äußere grundsätzlich gleichgültig, wenn sie nur solch rechte Darbietung des Christentums nicht hindere. Und die Reformierten in Deutschland haben zwar von jeher innerhalb der Gemeinden die Laien stärker zur Mitarbeit herangezogen; im übrigen aber haben auch sie sich mit verschiedenen Verfassungsformen der Kirche abgefunden, insbesondere bis 1918 damit, daß der Landesherr Oberhaupt der Kirche war. So wird auch von kirchlichem Wahlrecht und Wahlverfahren gelten: entscheidend ist der Geist, der in der Kirche herrscht; ihm gegenüber sind Einzelheiten der Bestimmungen über die Wahlen minder erheblich.

Wo solche Bestimmungen freilich es gefährden, daß die Kirche Kirche bleibt, und wo sie gefährden, daß sie Volkskirche bleibt, soll man sie bekämpfen. Wo bisher z. B. die Bestimmung bestand, daß bei Verhältniswahl jeder Bewerber nur auf einer Liste erscheinen konnte, muß man urteilen: eine zwar das Verfahren erleichternde, im übrigen aber abscheuliche Bestimmung. Sie machte es unmöglich, daß ein Mann allgemeinen Vertrauens auch wirklich von Allen gewählt wurde. Sie band die Wähler insofern an die Listen der Gruppen oder kirchlichen Parteien, während es doch das in christlichen Gemeinden Erwünschte ist, daß man überhaupt ohne solche sich bekämpfenden Gruppen auskommt oder, wenn doch sachliche Gegensätze da sind – was oft genug sein Recht haben wird und nützlich werden kann –, man über die Grenzen solcher Gruppen hinweg sich verständigt. Hier war um technischer Bequemlichkeit willen eine unveräußerliche Forderung christlicher Brüderlichkeit und Gemeinschaft preisgegeben, in die Kirche eine politische Methode eingedrungen, die mit dem Wesen der Kirche unvereinbar ist.

Daß man heute gegen politisch-parlamentarisches Wesen in der Kirche ist, das hat gutes Recht. Zu fragen ist aber, ob man nicht oft in dem Streben, das kirchliche Wahlverfahren von dem früher bei uns üblichen politischen möglichst zu unterscheiden, zu weit geht. Ein besonders bedenklicher Vorschlag ist bereits neulich hier abgelehnt worden (Nr. 6), nämlich das kirchliche Wahlrecht daran zu binden, daß man regelmäßig am Abendmahl teilgenommen habe. Das heißt das Abendmahl in die Gefahr bringen, daß es zu äußerlichstem Zwecke gemißbraucht wird, und das Wahlrecht einem so kleinen Teil unserer Gemeindeglieder vorbehalten, daß die Kirche kaum Volkskirche bleiben kann. Sehr unglücklich ist auch ein in Schwaben vom Bruderrat gemachter Vorschlag, das Wahlrecht derer solle „ruhen", die sich gegen das Bekenntnis der Kirche geäußert und diese Äußerungen nicht zurückgenommen haben. Ein Mann wie Reinhold Seeberg gehörte zu den entschiedensten Verfechtern des wesentlichen Rechtes des überlieferten Glaubens, gegen die sog. moderne oder kritische Theologie; trotzdem hat er manche Lehren der Bekenntnisschriften klar abgelehnt. Hätte ihm das kirchliche Wahlrecht entzogen werden sollen? und wenn nicht, wo ist die Stelle, die entscheidet, wie weit man im Widerspruch gegen „das Bekenntnis" gehen darf?

Man begreift, daß unerfreuliche Erfahrungen namentlich bei den Kirchenwahlen vom Juli 1933 Vielen nahelegen, das Wahlrecht einzuschränken. Damals haben Mengen von Wählern, die sich sonst kaum je um die Kirche kümmerten, mitgewählt und z. T. unbewährte und, wie sich inzwischen zeigte, auch wirklich ungeeignete Kirchenvertreter und Synodalen gewählt. Aber die Bestimmung, daß nur der das kirchliche Wahlrecht hat, der sich ausdrücklich zur Wählerliste anmeldet, bestand weithin schon damals; sie gibt jedoch, wie die Erfahrung von 1933 zeigt, keinen Schutz für wirklich kirchlichen Charakter der Wahl. Andrerseits wirkt sie verärgernd. Zur Kirchensteuerliste braucht sich niemand besonders anzumelden; so fragen die Leute: warum bekommen wir nicht mit der Zahlpflicht zugleich das Wahlrecht? Es entsteht fast der Anschein, als sei es der Kirche ganz recht, wenn Wenige wählen.

Eine viel besprochene Frage ist weiter, ob die Synoden vom Kirchenvolk direkt zu wählen seien, oder jedesmal die höhere durch die niederen. Dieses sog. Siebsystem hat den Vorteil, daß überwiegend bereits in kirchlicher Verwaltung Erfahrene und Bewährte in die höheren Synoden kommen, aber es benachteiligt die Minderheiten. Und wenn heute oft das Verhältniswahlrecht als parlamentarisch-demokratisch abgelehnt wird, so vergesse man nicht: sein Sinn und Zweck ist Schutz der Minderheiten; die simple Mehrheitswahl ist oft sehr ungerecht. Vor der christlichen Liebe aber steht die einfache Gerechtigkeit. Mancher Verbesserung fähig und bedürftig sind die bisherigen Wahlvorschriften, und wo lebendige Gemeinden sind, Mitarbeit von Frauen und Männern in kirchlicher Arbeit, wirke man darauf hin, daß vor allem die in solcher Arbeit Bewährten gewählt werden. Aber wenn man nicht Sekte, sondern Volkskirche will, gestalte man das Wahlrecht entsprechend. Und man vergesse nicht, daß es mindestens ebensosehr wie auf die Wahlordnung darauf ankommt, ob dann echt kirchlich gewählt wird, ohne sachfremde Einwirkung außerkirchlicher Stellen. Der Staat hat seinen Willen zu Befriedung der Kirche und damit zu wahrhaft kirchlichen Wahlen deutlich genug ausgesprochen. In der Tat hätten kirchliche Neuwahlen keinen Sinn und Zweck, wenn solche Beeinflussung nicht streng verboten und wirklich verhindert würde. M.

Erasmus

Aus der Geistesgeschichte Deutschlands nicht wegzudenken ist der Mann, der auf der Schwelle von Mittelalter und Neuzeit jetzt vor vierhundert Jahren siebzigjährig in Basel starb, am 12. Juli 1536. Als überragender Vertreter des Humanismus, der in unserem Vaterland damals nur in ihm seine vollkommene Reife erlangte, ein Bahnbrecher dieses neuen Bildungsideals, und zugleich in kirchlicher Hinsicht ein Vorläufer Luthers, für dessen Wirken er die wertvollsten Fundamente schuf, war Erasmus von Rotterdam ein Mann von einzigartiger Bedeutung, wert, daß man an seinem 400. Todestage seiner gedenke.

Langsam eroberte damals von Italien aus der Humanismus die deutschen Lande. Durch seine Wiedererweckung des Altertums, seine Neubelebung der alten Sprachen und seine Erschließung der Quellen alter Weisheit wurde nicht nur das Blickfeld geweitet, wurden nicht nur neue Kulturwerte erschlossen, sondern der Grund gelegt zu einer völligen Wiedergeburt der Wissenschaft. Noch empfand man anfangs den Gegensatz zum bisherigen kirchlichen Wissenschaftsbetrieb der Scholastik nicht, und daher öffneten nicht nur die Reichsstädte, sondern auch die Domkapitel, Stifte und Klöster bereitwillig dem Humanismus ihre Pforten, teils mit solch eifriger Beflissenheit, daß z. B. Reuchlin vom Jakobskloster in Würzburg scherzhaft sagen konnte, daß dort nicht bloß der Abt und die Mönche, sondern auch Hunde und Steine griechisch redeten. Auch Kirchenfürsten, wie der geistreiche Johann von Dalberg in Worms, die „Leuchte Germaniens", waren dem Humanismus gewogen, wenn auch andere, wie Kardinal Albrecht von Brandenburg, nur aus Modeeitelkeit Wert darauf legten, einige Humanisten zu ihrem Hofstaat zu zählen.

Erasmus allein erkannte den Gegensatz zur Scholastik in seiner ganzen Tiefe. Er hatte diese bei seinen Studien in Paris in ihrer Hochburg kennengelernt und urteilt, daß sie nur eingebildet und streitsüchtig mache. „Die scholastischen Studien erschöpfen den Geist durch ihre Spitzfindigkeiten, ohne ihn zu befruchten und zu beleben." „Sie wollen alle Knoten lösen und verwickeln doch alles von neuem." Er, der sich als Vorkämpfer wahrer Wissenschaft und Bildung fühlte, hatte mit der Scholastik nichts mehr gemein. Um so größer wurde seine Bedeutung für den Humanismus und dessen weitere Entwicklung.

Unter den Gelehrten Europas nahm Erasmus eine geradezu fürstliche Stellung ein, weltweit war seine Geltung, durch seine Beziehungen, durch sein Ansehen und seine Wirksamkeit. Aber zu Deutschland war sein Verhältnis besonders eng durch Verbindungen kultureller, lokaler und persönlicher Art. Durch ihn wurde die Beschäftigung mit der Vergangenheit des eignen Volkes gefördert und vertieft, und zwar in nachhaltiger Weise; das Interesse für geschichtliche Dinge erwachte und blieb lebendig. Damit wuchs auch in Deutschland das Verständnis für die Antike. Wie vieles Gedankengut des Altertums wurde doch durch ihn neu erobert! Erstaunlich war seine Arbeitsleistung trotz seiner oft wankenden Gesundheit; seine Schriften füllen zehn Foliobände. Viele Kirchenväter hat er neu herausgegeben und erläutert, unter sorgfältiger Bemühung um beste Textüberlieferung. Außerordentliches war von ihm zu lernen für die Behandlung der alten Texte, für Vergleichung der Handschriften und für Textkritik, eine Wissenschaft, die damals erst in ihren Anfängen stand. Er half persönlich seinem Buchdrucker Froben in Basel bei den Korrekturen, um möglichst sorgfältige Textausgaben zu erreichen, durch die Froben in der ganzen internationalen Gelehrtenwelt berühmt war, so daß nach seinem Tode Erasmus schreiben konnte, alle Jünger der Wissenschaft sollten Trauer anlegen.

Erasmus war überwiegend von der Seite des Verstandes her bestimmt. Schlichtheit, ruhiges Maß, Klarheit der Form schätzte er über alles. Eine seiner bekanntesten Schriften, „Lob der Narrheit", ist durchzogen von der Sehnsucht nach einem vernunftgemäßen Aufbau der Welt, nach Herstellung voller Harmonie zwischen Mensch und Umwelt. Er hoffte, daß allein durch Moral und Verstandeseinsicht das Gedeihen von Staat und Gesellschaft sich erreichen lasse, ein schöner aber wirklichkeitsfremder Optimismus, der fast allen seinen Ausführungen über Staat, Fürstentum und Politik anhaftet. Eines seiner innigsten Anliegen war ein allgemeiner Friede, der daraus erwachsen sollte, daß auch für das politische Handeln die Lehren des Evangeliums Richtschnur werden müßten; der schöne Traum eines Gelehrten, der nicht mit den Erfordernissen und Wirklichkeiten des Staats- und Wirtschaftslebens rechnete.

Daß Erasmus ein großer Gelehrter war, zeigt sich auch in seinen Schwächen und Unvollkommenheiten. In Stunden gewaltiger Entscheidungen zeigte er sich klein, nicht sowohl aus Mangel an Charakter, als infolge seiner ganzen Weltanschauung, die ihn nicht zu einem Kämpfer und Bekenner werden ließ. „In meinen Adern fließt kein Tropfen Märtyrerblut", bekannte er selbst offenherzig von sich. So bewundernswert sein Wissenseifer und sein Bildungsstreben war, eine Kraftnatur ist er nicht gewesen. Im Gegenteil konnte er sich oft empfindlich und kleinlich zeigen, einesteils sich selbst überschätzend, andererseits doch wieder abhängig von dem Urteil anderer. Auch persönliche Eitelkeit war ihm nicht fremd. Das mag zusammenhängen mit Einflüssen aus seiner Jugendzeit, die bedrückt und unstet war. Er war der Sohn eines Priesters und eines Bürgermädchens und legte vielleicht deswegen soviel Wert auf den Umgang mit Vornehmen und Angesehenen, um den Makel seiner Geburt zu verdecken. Wie später Luther war er bei den Augustinern eingetreten, hat aber nur kurze Zeit im Kloster verbracht, da er sich bald beurlauben ließ, um auf Reisen zu gehen. Doch hat sein unstetes Wandern durch viele Länder ihn wenig befriedigt, so sehr es auch seine Kenntnisse mehrte. Ein stilles und beschauliches Leben war sein Ideal, in dem er ungestört seiner Wissenschaft leben konnte. Nach längeren Jahren in Freiburg im Breisgau wurde endlich Basel sein Wohnsitz, das damals ein Mittelpunkt geistigen Lebens war. Er wurde dort wie ein Gott geehrt.

Weit über seine Zeit hinaus aber wirkte er vor allem durch seine Stellungnahme in kirchlichen und religiösen Fragen, in deren Dienst er auch seine Wissenschaft stellte. Von dieser Seite her haftet ihm etwas von Gegenwartsbedeutung an. Seit seinen Jugendbeziehungen zu den „Brüdern vom gemeinsamen Leben", deren Schule zu Deventer er besucht hatte, lebte in

seiner persönlichen Frömmigkeit Wärme und Ernst. Die Mißstände in der Kirche bedrückten ihn schwer, und deren Erneuerung wurde sein ernstestes Anliegen. Schon 1502 bekämpfte er, ein Vorläufer Luthers, in seiner berühmtesten praktischen Schrift, dem „Handbuch eines christlichen Streiters", den „Judaismus", die äußerliche Gesetzlichkeit in der Kirche, und forderte nachdrücklich aufrichtige Frömmigkeit und lautere Gesinnung. Deshalb tadelte er die Auswüchse der Heiligenverehrung und das Religionswesen seiner Zeit: „Wir küssen die Schuhe der Heiligen und ihre schmutzigen Schweißtücher, und lassen ihre Bücher, die doch ihre verehrungswürdigsten und wirksamsten Reliquien sind, verwahrlosen." Für die Stimmung jener Zeit ist es übrigens bezeichnend, daß gerade seine Ausfälle gegen das herrschende Kirchenwesen ihn zu einem der berühmtesten Männer Europas machten. Die Bettelmönche verachtete er und wurde aufrichtig von ihnen wieder gehaßt, und weil er in ihrer und andrer Kleriker Unbildung und Barbarei ein Haupthindernis für die Erneuerung der Kirche erblickte, suchte er durch die Hebung der wissenschaftlichen Bildung dieses Übel an der Wurzel zu fassen.

Sein Ideal war Wiederherstellung echter christlicher Frömmigkeit in der Kirche aus dem Geist ihrer Anfänge heraus. Es galt, die Religion wieder zurückzuführen (reformare) auf die Lehre Jesu, die Theologie zu gründen auf den reinen Wortlaut der Heiligen Schrift und die Ausführungen der Kirchenväter. Schon 1516, als Luther in Deutschland noch ein unbekannter Mann war, erhob er dessen spätere Forderung, daß man zur Bibel zurückkehren müsse als der einzigen Autorität für den christlichen Glauben, daß man sie Jedermann zugänglich machen müsse, in alle Volkssprachen übersetzen und unter allen Völkern verbreiten. Hieraus erwuchs die größte Tat seines Lebens, die ihm allezeit unvergessen bleiben wird, daß er das Neue Testament, das damals nur in verderbten lateinischen Übersetzungen bekannt war, in seinem griechischen Urtext herausgab und für das Studium zugänglich machte. Damit schuf er erst das feste Fundament, auf dem dann Luther sein Reformationswerk aufbauen konnte.

In des Erasmus persönlicher und gedanklicher Eigenart lag es begründet, daß er zu Luther dann doch kein dauerndes Verhältnis gewann. Mit Freuden hatte er dessen Auftreten begrüßt, in dem er einen Bundesgenossen im Kampf gegen die Verderbnis der Kirche erblickte. Um dieser Bundesgenossenschaft willen, die ihn mit der Reformation verband, mußte er 1524 aus Rotterdam fliehen, wo er geboren war und damals seinen Wohnsitz hatte. Denn Kaiser Karls Schwester Margarete, Statthalterin der holländischen Provinzen, verfolgte alle Ketzerei noch heftiger, als ihr Bruder es zur Zeit vermochte. Erasmus dachte zwar gar nicht daran, die letzten Heilswahrheiten seiner Kirche anzutasten; aber sein und der Humanisten Reformverlangen, ihre Untergrabung der Scholastik und ihre Kritik an den kirchlichen Zuständen half den Sieg der Reformation vorbereiten.

Aber im Grunde war es doch ein anderer Geist, der dort und hier wehte. Erasmus selbst hatte nichts vom Reformator an sich, wenn auch seine Zeitgenossen ihn dafür hielten und er selbst nicht abgeneigt war, so von sich zu denken. Aber dazu war er viel zu sehr Gelehrter und zu wenig ein Mann der Tat. Er scheute davor zurück, entschieden Partei zu ergreifen, teils aus persönlicher Unsicherheit, teils aus dem Schwächegefühl einer leicht verwundbaren Natur, und von entschlossener Tat hielt ihn die grundsätzliche Erwägung zurück, daß man für Glaubensdinge sich nicht mit kämpferischer Leidenschaft einsetzen solle, sondern in Sanftmut auf den Sieg der schlichten Verständlichkeit zu vertrauen habe. Denn das Evangelium galt ihm als die göttliche Philosophie, und die Religion war ihm eine Angelegenheit der Bildung, da für ihn die Sätze des Glaubens und der Vernunft ins eins zusammenfielen. So rückte er von Luther ab, als er ihn nicht mäßigen konnte. Dessen stürmische Art erschreckte ihn. „Ich kenne die Heftigkeit Deiner Redeweise", schrieb er 1526 an Luther, „und jenen Waldstrom, der mit ungeheuerem Getöse vom Berge herabstürzt und Felsstücke und Baumstämme mit sich fortreißt." Aber gerade dieses Ungestüm Luthers und sein heroischer Wille, den Kampf mit den widerstrebenden Mächten des Alten entschlossen aufzunehmen und restlos durchzuführen, hat sich als die schöpferische Macht erwiesen, die Neues gestaltete.

Andererseits konnte auch Erasmus wohl Luther und die Reformation nicht voll verstehen, weil die Voraussetzungen gänzlich verschieden waren, von denen beide ausgingen. Bei Luther war es die religiöse Wucht eignen innern Erlebens, bei Erasmus die mehr verstandesmäßige Sorge um eine reine Ausprägung des Evangeliums. Auch derjenige Flügel der Humanisten, der der Sache Luthers zufiel, hat die Tiefe von Luthers religiösen Erlebnissen nicht voll begriffen. Noch 1517 hatte Luther im Gefühl eines gemeinsamen Zieles von „unserem Erasmus" gesprochen, später ging er soweit, ihn einen „papistischen Klotz" zu nennen, der „keinen Glauben habe, als eben den rechten römischen Glauben". Und wenn er drei Jahre vor des Erasmus Tod von ihm sprach als von einem „Feind aller Religion und sonderlichen Widersacher Christi", so hat er damit zweifellos ungerecht geurteilt. Wohl hat Erasmus zu manchen kirchlichen Lehrsätzen kritische Bemerkungen gemacht, die Luther sehr verdrossen, weil er sie für ein Unterwühlen der Glaubensgrundlagen hielt, so hinsichtlich der Trinität, der Sakramente und andrer Punkte. Doch hat die Folgezeit anders geurteilt und wertvolle und bedeutsame Gedankengänge in seinen Ausführungen erblickt, wenn auch er selbst zu seiner Zeit noch nicht wagte, die letzten Folgerungen aus seiner Erkenntnis zu ziehen.

An Zwingli schrieb Erasmus einmal: „Es scheint mir, als habe ich ziemlich alles das gelehrt, was Luther lehrt, nur nicht so heftig." Man mag diesen Ausspruch für ein Fehlurteil halten und bedauern, daß er im Letzten und Tiefsten mit Luther nicht zusammentraf. Aber daß dieser nach dem Urteil eines Zeitgenossen „herrliche und treffliche Mann, der eine sonderliche Zierde und Kleinod deutscher Nation ist", durch seine Lebensarbeit den Grund legen half, auf dem Luthers reformatorischer Bau errichtet werden konnte, dessen sei an seinem Todestage mit freudigem Dank gedacht.

Dortmund. Hermann Goetz.

Die Liebe ist die größte unter ihnen

Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei: aber die größte von ihnen ist die Liebe.

Ein Erklärungsversuch zu den umstrittenen Worten I. Kor. 13, 13.

Immer wieder hat dieser bekannte Schluß des schönen 13. Kap. des I. Korintherbriefes Bedenken hervorgerufen. In dem ganzen Kapitel spricht der Apostel von der Liebe (Agape). In immer neuem Ansatz redet er von diesem einzigen gottgeschenkten Wunder, dem alleinigen Kennzeichen echter Christusmächtigkeit. Der Gedankengang ist kurz folgender: wertlos ist ein Reden, das nur ein Gleißen in allen Menschen- und Engelsprachen ist – ohne Liebe; wertlos ein Wissen, in dem sich der Mensch bespiegelt oder berauscht – ohne Opferdienst der Liebe; wertlos ein Glaube, wenn er noch so machtvoll ist; wertlos selbst ein Opfer, das nur eigener Vollendung oder eigenem Ruhm dient, ohne die Großmacht der Liebe mit der Gewalt ihrer Wunder (13, 1–3). Diese Liebe, die der tragende Grund alles Seins, alles Denkens und Handelns, der ganzen Lebensfülle sein muß, wird nun in neuem Ansatz wieder geschildert: sie umfaßt alles von den Selbstverständlichkeiten eines „anständigen" Lebens (Langmut, Güte) über ein achtmaliges Nein (sie ist nicht eifersüchtig, prahlt nicht, ist nicht aufgeblasen, verletzt die Sitte nicht, sucht nicht das Ihre, läßt sich nicht aufreizen usw.) bis zu der Fülle der Gotteshöhe, die mit einem viermaligen „Alles" veranschaulicht wird (alles nimmt sie auf sich, alles glaubt sie, alles hofft sie, alles hält sie durch) V. 4–7. Dementsprechend sprengt sie die Gegebenheit der Zeit: „Niemals verliert sie die Geltung", wie die andern „Geistesgaben" aufhören, selbst das in Korinth und in den enthusiastischen Religionen so geschätzte ekstatische Reden. Einmal in der Gottesvollendung wird alles anders sein; nur die Liebe ist die einzige Gottesgabe, die der Christusgeist für die Endlichkeit den Jüngern gibt, und die so bleibt und gilt in der endgültigen Offenbarung der Herrschaft Gottes, die gilt für die Ewigkeit, weil sie selbst Einbruch der Gotteswelt in die Zeit ist, V. 8–12. Man spürt es dem Aufbau des Kapitels an, daß es die Ungeheuerlichkeit und Größe dieser Gottesgabe schildern soll. Und das kann der Apostel nicht anders, als daß er vom Allgemein-Menschlichen über die Verneinung zu der gesteigerten Fassung des viermaligen „alles" (griechisch panta) und des „niemals" findet.

Aber nun kommt der eigenartige Abschluß V. 13: statt nur von der Liebe zu reden, spricht Paulus von Glaube, Hoffnung, Liebe; freilich, am Schluß steht die Liebe doch wieder als größte unter diesen dreien da. Ich will nicht hier nochmals berichten von den Auseinandersetzungen, die zwischen R. Reitzenstein und A. Harnack u. a. geführt worden sind. Reitzenstein behauptet, daß Paulus hier einfach einer viergliedrigen helleniſtischen Formel „Glaube, Eros, Gnosis, Hoffnung" gleichsam als Protest seine Formel „Glaube, Hoffnung, Agape" entgegensetzt. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, – neuerdings wieder von A. Schweitzer, Die Mystik des Apostels Paulus, 1930, S. 297 –, daß diese paulinische Dreiheit schon im 1. Thessalonicherbriefe 1, 3; 5, 8 vorliegt. Das ist richtig. Aber damit ist noch nicht geklärt, warum der Apostel gerade hier, wo er lediglich die Liebe als das beschreibt, was von Ewigkeit ist und für die Ewigkeit bleibt, noch Glaube und Hoffnung daneben stellt.

Eingangs haben wir kurz angedeutet, wie Paulus hier gerade das Eigenartige der Agape in der Form eines feinen Aufbaus gestaltend wiederzugeben versucht. Nun will er in V. 13 nicht nur in Analogie zu volltönenden Abschlüssen seiner Gebete auch hier einen klangvollen Schluß schreiben; ich glaube, er hat mehr im Sinn. Zum Abschluß schaut er gleichsam in machtvollem Bild die Liebe in ihrer Größe, er schaut sie plastisch so, wie auch sonst himmlische Gestalten und Gewalten von Menschen geschaut und geschildert worden sind. Es ist nun ein geradezu häufiges Stilgesetz für Wiedergabe religiöser Erlebnisse, daß immer dann, wenn eine himmlische Größe vom Himmel kommend oder zum Himmel emporsteigend erscheint, sie von zwei Begleitern umgeben ist, die aber weniger groß sind. Ich nenne nur einige Beispiele aus der außerchristlichen und christlichen Überlieferung. Mithra wird oft dargestellt zwischen seinen beiden Gefährten Kautos (mit erhobener Fackel) und Kautopates (mit gesenkter Fackel); beide sind wesentlich kleiner, nebensächlicher dargestellt als Mithra. In I. Mos. 18, 2 erscheint Jahwe mit zwei Begleitern bei Abraham. An der Entrückung des Mose nehmen zwei Zeugen teil (Josephus, Altertümer IV, 8, 48 § 326). Nach Mark. 9, 4 = Matth. 17, 3 = Luk. 9, 30 erscheinen neben Jesus bei seiner Verklärung Mose und Elia als Zeugen. Luk. 24, 15 wandert Jesus mit zwei Jüngern nach Emmaus. Die Begleiter stehen an Rang der göttlichen Hauptperson stets nach – bildlich gesprochen, sie sind kleiner, der eigentliche Gottesbote ist der überragende, der „größte unter ihnen". Noch ein letztes, anschaulichstes Beispiel. Im Petrusevangelium wird uns das Osterereignis geschildert: die Grabeswache sieht aus dem Grabe drei Männer herauskommen; in dem einen von ihnen ist durch das ihm nachfolgende Kreuz Jesus zu erkennen. Nun heißt es V. 40 weiter: „Bei den zweien (= den Begleitern) reicht das Haupt bis zum Himmel, das Haupt des von ihnen Geleiteten aber ragt über die Himmel hinaus". Hier ist der auch in den sonstigen Erscheinungen aufgezeigte Zug ganz eindringlich klar; geradezu plastisch ist anschaulich gemacht, daß der eigentliche Gottgesandte immer der Größte von den Dreien ist. Es liegt also ein ausgesprochener Darstellungstyp vor: Himmelsboten erscheinen zu dreien, d. h. genauer, der Hauptgesandte kommt in Begleitung von zwei Gestalten und ist „der größte unter ihnen".

Paulus behandelt nun in den Kapiteln 12–14 des I. Kor.-Briefes die Frage der Geistesgaben in der Gemeinde. Wo Geist Gottes im Menschen durchbricht, müssen sich verschiedene besondere Gaben zeigen: geisterfüllte Predigt, Krafttaten (Wunder), Heilungsgaben, alle Schwierigkeiten überwindender Glaube usw. Die Christen in Korinth, die früher ekstatisch-enthusiastischen Religionen, etwa dem Attis- oder Dionysoskult angehört haben, sehen als besonderes Kennzeichen der geisterfüllten Menschen verzücktes, stammelndes Reden, sog. „Zungenreden" an. Für Paulus aber hat das Christentum sein Wesen nicht in wildem, ungezügeltem Enthusiasmus, sondern Gott- und Geisterfülltsein ist ihm gekennzeichnet durch sittlich bestimmte Lebenshaltung, die sich im Gegensatz zu aller egoistisch-launischen

Selbstherrlichkeit und zu ekstatischer Vereinigung mit der Gottheit vielmehr in der willensstarken Haltung opferbereiter Liebe, im schöpferisch-lebendigen (Opfer-) Dienst für die Brüder bekundet; also Geist Gottes äußert sich ihm nicht in Ekstase, sondern in Agape (opferbereiter, dienender Liebe). Darum macht er in diesen Kapiteln der korinthischen Gemeinde eindringlich, daß all diese Gaben wie Glaube, Heilung usw. nur dann Auswirkung des Christusgeistes sind, wenn sie im Dienst der Liebe stehen, wenn sie von solcher opferstarken Liebe getragen sind. Und daher beschreibt er in Kap. 13 diese Agape. Sie ist die Grundhaltung echter Christusmächtigkeit. Wie Gott schöpferische, heiligend erlösende Liebe ist, so ist die Haltung der Kinder Gottes, die aus der Lebensgewalt des Reiches Gottes leben, nichts anderes als solche Liebe. Die ganze Dynamik der Gottesherrschaft ist Liebe. Wo also Menschen vom Geist Gottes „getrieben" sind, da müssen sie solche Liebe in der Größe, wie sie eben zum Reich Gottes gehört, offenbaren. So ist diese Liebe Auswirkung, Einbruch der Herrschaft Gottes in die Welt; sie vergeht also nicht, wenn Reich Gottes in seiner Vollendung anbricht, sondern bleibt auch dann, weil sie Wesensgehalt des Reiches Gottes ist. Sie ist auf der Erde die größte Bekundung der hereinbrechenden Wirklichkeit der Herrschaft Gottes. Das will Paulus in diesen berühmten Kapiteln sagen. Von da aus ist 13, 13 zu verstehen. Wie ein Gottesbote (als personifizierte Wesenheit, als Hypostase) kommt diese Liebe auf die Welt.[1] Nachdem Paulus sie näher beschrieben hat, gibt er in eben diesem Schlußvers seinen Gedanken in der für Erscheinungen von Göttern oder Gottesboten typischen Darstellungsform Ausdruck. Danach kann die Liebe als göttliche Erscheinung auf Erden eben nicht allein, sondern nur in Begleitung zweier anderer Boten – hier sind es Glaube und Hoffnung – auftreten, und so ergibt sich für Paulus: „Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei." Wie im Petr.-Evangelium das Christushaupt bis über die Himmel hinausragt, die Häupter der Begleiter dagegen nur bis an den Himmel reichen, so schaut Paulus gleichsam auch hier, wie die Liebe den Glauben und die Hoffnung überragt, bis in den Himmel reichend, nicht nur bis an den Himmel, und schreibt daher den zu den unmittelbar vorangehenden Worten wie zum ganzen Kapitel passenden Schluß: „Aber die Liebe ist die größte von ihnen."

So gesehen ist I. Kor. 13, 13 eben nicht ein nicht passender, nur mit Entlehnung einer hellenistischen Formel zu erklärender Schluß, den man am besten streichen soll, sondern ein in feiner Schau, in stilechtem Bild gegebener, aus der Gedankenwelt der Zeit naheliegender Ausklang jenes immer herrlich bleibenden Hymnus auf die lebendige, tatkräftige Bruderliebe. Auch dieser Vers ist also nichts anderes als ein aus der religiösen Stilform zu verstehender Ausdruck für die einzigartige Größe dieser Liebe, wobei die künstlerisch-glückliche Form nur Wiedergabe frommer Haltung ist.

Breslau Herbert Preisker

[1] Paulus zeichnet die Liebe hier geradezu in der Richtung einer verselbständigten Wesenheit (Hypostasierung); und zwar wird dies im Laufe des Kapitels erst stärker deutlich. In V. 1–3 redet er noch von „Liebe haben" (wenn ich mit Menschen- und Engelszungen rede und habe keine Liebe...). Von V. 4 an wird die Ausdrucksweise anders. Nicht heißt es, daß der Christ aus Liebe langmütig usw. sein soll, sondern die Liebe ist langmütig..., sie prahlt nicht..., sie freut sich nicht an Ungerechtigkeit..., sie glaubt alles..., sie hält durch. Sie verliert nie die Geltung. Mit dieser Ausdrucksweise bewegt sich Paulus in der Richtung der Verselbständigung der Liebe zu einem göttlichen Wesen. In der damaligen Welt ist das nichts Neues. Das Spätjudentum hypostasiert nicht nur die Weisheit, Herrlichkeit, das Wort, den Geist, den Namen Gottes, sondern auch neben der strafenden Gerechtigkeit gerade die Barmherzigkeit, die Gnade Gottes; das findet sich ebenso im rabbinischen Judentum wie bei Philo (vgl. Bousset-Greßmann, Die Religion des Judentums, 3. Aufl. 1926, S. 350 f). Dementsprechend hat Paulus Ansätze zur Hypostasierung der Agape. Das ist nichts Auffallendes, da ja Agape das Bekenntnis und Erkennungszeichen der ersten Christen, das Wesen Gottes im neuen Bunde ist (vgl. meine Schrift „Die urchristliche Botschaft von der Liebe Gottes im Lichte der vergleichenden Religionsgeschichte", 1930, S. 52 ff.). Ähnliche Ansätze auch Röm. 12, 9. 10; 13, 10; I. Kor. 4, 21. Es ist ja oft auch von christlichen Künstlern die Liebe als erhabene Gestalt dargestellt worden (so etwa von Tizian die irdische und die himmlische Liebe), wie auch die Barmherzigkeit, die Geduld usw.

Eckehart nach Rudolf Otto

Man kann heute von einer Eckehart-Renaissance sprechen. Allenthalben wird der Versuch gemacht, den innersten Sinn der oft befremdlich klingenden religiösen Aussprüche Meister Eckeharts zu ergründen und darzustellen. Dabei werden völlig entgegengesetzte Anschauungen davon vorgetragen, was Eckehart eigentlich wollte und meinte. Ohne im einzelnen die literarischen Vertreter solcher entgegengesetzter Eckehart-Deutungen namhaft zu machen und uns mit ihnen auseinanderzusetzen, soll hier vielmehr auch ein in der gegenwärtigen Diskussion merkwürdigerweise zumeist unbeachtet gelassenes Buch hingewiesen werden, um die heute vornehmlich strittigen Fragen aus ihm zu beantworten, auf das umfassende Werk von Rudolf Otto, „West-östliche Mystik" (2. Auflage, Beck, München 1928)[1], in dem zwei bedeutendste Vertreter spekulativer Mystik in Ost und West, Shankara und Meister Eckehart, zum Zwecke des Vergleichs und der Unterscheidung in sorgfältigster Analyse einander gegenüber gestellt werden. Wir lassen die Hauptabsicht des Werkes hier außer acht und gehen nur auf die dargebotene Eckehartdeutung ein. Auch dabei sollen nur die Punkte herausgehoben werden, die heute im Mittelpunkte des Interesses stehen und Gegenstand widersprechendster Deutung sind. Im wesentlichen sind es die drei Ideen Natur, Seele, Gott, deren Verständnis bei Eckehart heute umstritten ist.

1. Natur. Heute begegnet nicht selten die Behauptung, Eckeharts Frömmigkeit sei „Naturmystik" gewesen, worunter dann in erster Linie ein ungebrochenes Vertrauen zur Natur und ihren Kräften, ja, die Einheit mit der Natur verstanden wird. Ist das richtig?

Eckehart unterscheidet zwei Wertgesichtspunkte bei der Stellungnahme zur Natur (vgl. Otto S. 118; die im folgenden angeführten Seitenzahlen beziehen sich stets auf Ottos Buch): einerseits ist Natur Kreatur, d. h. Schöpfung eines gütigen Schöpfers. E. übernimmt also zunächst die realistische Schöpfungslehre der christlichen Kirche. In diesem Sinne sagt er:

> Was kann denn an den Dingen Wohlgefälliges sein, das Gott gefallen könnte? Nun, ihm mußten die Dinge ja wohlgefallen, denn der sie ersah, war Gott, und das, was er sah, war ebenfalls Gott: in ihrem ewigen Urbilde, welches er ja selber ist, schaute Gott sich selber an und erschaute darin zugleich alle Dinge.

[1] Die 1. Aufl. ist hier 1929, Nr. 14 und 15 besprochen.

Dieser positiven, jedoch durchaus „theistischen" Naturbetrachtung steht nun aber eine andere gegenüber. Unter dem Gesichtspunkte des Heils gilt Natur als gottwidriges Wesen, als eitel, nichtig, vergänglich und Fessel. Eckehart sagt:

Alles, was erschaffen ist, hat keine Wahrheit in sich... Alles, was geschaffen ist, ist nichts.

Die Frage nach dem Woher der Kreatur in diesem zweiten (negativen) Sinne wird nicht gestellt.

Ein zweiter Gesichtspunkt zur Naturbewertung bei Eckehart ergibt sich aus der von ihm, wie von jeder echten Mystik vollzogenen Einheitsschau (S. 61; 79). Das vom naiven Blick als Vieles erfaßte Wirkliche wird dem mystischen Blick auf geheimnisvolle Weise ein Alles, ein Ganzes, und schließlich ein Eines, in dem alle Differenziertheit der Welt versinkt. So sagt er:

Da ist ihr (der schauenden Seele) alles eines, und eines in Allem... Alles, das geteilt ist in niederen Sachen, das wird vereint, sobald die (schauende) Seele aufklimmt in ein Leben, da keine Widersetzung ist.

Wir sehen also, daß im innersten Kerne der Eckehartschen Naturbetrachtung der naive Standpunkt der positiven Wertung naturhaften Seins durchaus verlassen ist. Kommt die Seele zu höherem Leben, so versinkt die Vielheits- und Gestaltenwelt vor dem Einen:

Aber solange die Seele Gestaltung schaut, schaue sie auch einen Engel, schaue sie sich selbst als ein Gestaltetes: solange ist eine Unvollkommenheit an ihr.

Gestaltete Vielheitswelt also wird auf den Höhen von Eckeharts religiöser Erfahrung entwertet, sie ist Störung der Ur-Einheit. (18 f.)

So ist Eckeharts Naturanschauung durchaus keine Naturmystik (S. 100 f.). Es gibt in der Welt der Mystik mystisches Naturgefühl. Auch das ist etwas durchaus anderes, als was heute zumeist darunter verstanden wird, als rein profane Naturbegeisterung. Otto weist als Beispiel solch mystischen Naturgefühls auf den islamitischen Mystiker Jelâl ed din Rumî und auf dessen bekannte Verse hin:

Ich bin der Morgenschimmer. Ich bin der Abendhauch.
Ich bin des Haines Säuseln, des Meeres Wogenschwall.

Solcher Naturmystik gegenüber, deren Wesen darin besteht, daß hier von der Natur ausgegangen wird, um sie und ihre Schönheit mit dem Göttlichen sekundär in Beziehung zu setzen, geht Eckehart genau den umgekehrten Weg: es werden die vielen Dinge in ihrem wesenhaften Sein gedacht von dem naturentgegengesetzten Sinn und Wert des Göttlichen aus, der Geisteswert, nicht aber Naturwert ist.

2. Seele und Mensch. Man meint heute oft, bei Eckehart handele es sich um einen hohen Seelenglauben. Die Seele des Menschen sei Gott, und darüber hinaus gebe es für Eckehart keine Gottheit. Ottos Untersuchungen zeigen uns ein gänzlich anderes Bild. Zunächst gilt es festzustellen, daß Eckehart sehr streng zwischen Seele und Ich unterscheidet[1]. Unter den sog. „Kräften" (sinnliche Wahrnehmung, Wille, Verstand, Gedächtnis, Vernunft und vernünftiger Wille), in dem „Grunde", wohnt die Seele, darinnen Gott „grünt und blüht". Diese Seele steht also im ausschließenden Gegensatze zum personalen Ich, zur „Ichheit und Meinheit", wie Eckehart sich ausdrückt. Diese Seele ist „form- und weiselos", nicht Subjekt noch Objekt, sie ist „das Eine" geworden, indem sie sich von allen Kräften gesondert hat. Personaler Kern des Menschen und Seele im Sinne Eckeharts sind somit keinesfalls dasselbe.

In heutigen Eckehart-Darstellungen begegnet uns sodann nicht selten die Behauptung: Eckeharts Glaube an die ungebrochene Natur und an die Göttlichkeit der Seele verhindere bei ihm die Möglichkeit einer Sündenidee. Das widerspricht indessen (S. 170 f.) durchaus dem Tatbestand. Eckeharts ganze Theologie und Spekulation ist wesensmäßig nicht profane Metaphysik, sondern Heilslehre. E. geht aus von einer vorgefundenen Unheilssituation des Menschen schlechthin. Diese Situation der „Sünde" im generellen und existenziellen Sinne hat zunächst nicht moralischen Sinn. Sünde ist für Eckehart vielmehr rein religiöse Normwidrigkeit, nämlich „Eigenheit" des Ich. Damit ist nicht moralischer Egoismus im Sinne der Selbstsucht gemeint, sondern die menschliche Tendenz, sich selbst vor Gott zu behaupten und zu überheben. Erst auf der Basis solcher Selbstbehauptung wird dann hernach auch Egoismus im Sinne der Selbstsucht dem Nächsten gegenüber entstehen und als Sünde gewertet. Worauf es also ankommen muß, ist, daß der Mensch sich ganz Gott zuwende und alle Eigenheit aufgebe:

Darauf setze all dein Studium, daß Gott dir groß werde, und daß all dein Ernst und Fleiß auf ihn gerichtet sei in all deinem Tun und Lassen.

Wir lesen oft, daß Eckehart eingetreten sei für den freien Willen des autonomen Menschen. Daran ist richtig, daß seine Mystik kein Quietismus war und nicht auf wonnevolles Genießen unter Stillegung des Willens abzielte. Sein höchstes Streben ging vielmehr (173) auf „den Besitz Gottes als die Kraft erneuten und befreiten Willens". Diese Freiheit aber ist für Eckehart Freiheit von den natürlichen Bindungen der Kreatur. Ihr positiver Inhalt ist Gehorsam gegen Gott. Alles Werk nach außen gründet er auf das sogenannte „innere Werk", das nicht Willensaktion ist, sondern ein grundlegendes gottgebundenes Sein bedeutet:

Und darumbe ist ein inrez werc, daz niht zît noch stat besliezen mac noch begrîfen. Und in demselben ist, waz Got unt götlich unt Gote gelich ist, den (auch) noch zît noch stat besliuzet. Es ist allenthalben unt alle zît gelich gegenwärtic.

Was hier gefordert wird als inneres Sein des Menschen, enthüllt sich nun aber – und auch darin liegt eine wesentliche Abweichung von heute oft geäußerter Eckehart-Deutung – letzten Endes nicht als Leistung des angespannten Willens, sondern als Geschenk der Gnade (176 f.). Zu der paradoxen Bibelstelle Phil. 2, 12. 13: „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern, denn Gott ist es, der in euch wirket, beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen" bemerkt er: „Unser Herr lehret uns hier, wie edelgeboren der Mensch ist (= homo nobilis) in seiner Natur, und wie göttlich das ist, dazu er kommen mag in Gnaden."

3. Gott. Modernen Behauptungen gegenüber, bei Eckehardt sei Gott = Natur im Sinne eines Pantheismus und vor allen Dingen unter Verzicht auf die Idee der „Gerechtigkeit" Gottes, sei auf Folgendes aufmerksam gemacht. Seine Spekulationen laufen hinaus auf Erkenntnis des Seins. Aber nicht Wissenschaftsinteresse stellt hier die Frage nach dem letzten Sein, sondern

[1] Man vergleiche hierzu auch meine Untersuchungen in „Zur Metaphysik des Ich", 1934, S. 67 ff.

Heilsinteresse; denn das Sein, um das es hier geht, ist heilvolles Sein (23). Das rein und nur Seiende ist für ihn volle Wesensfülle, nicht, wie für uns, der leerste, sondern der reichste Begriff, der denkbar ist. Dieses Sein ist das als Eines erschaute Göttliche. Dieses Sein ist nicht identisch mit der vielheitlichen Erscheinungswelt, es ist das zu ihr im Gegensatz stehende „Ganz Andere". Um diese echt religiöse Idee noch eindeutiger auszudrücken, spricht er gelegentlich von Gott als dem über allem Sein Erhabenen:

Große Meister lehren zwar, Gott sei ein bestimmungsloses Sein. Dem ist aber nicht so: er steht hoch über dem Sein... Sage ich ferner: Gott ist etwas Seiendes: das ist nicht wahr. Er ist etwas ganz Überschwengliches. Er ist ein überseiendes Nichtsein.

Zur Charakteristik seiner Gottesidee ist ferner darauf hinzuweisen, daß, wie Otto einleuchtend (136, 169) nachweist, der theistische Gottesbegriff nicht ausgeschlossen wird, sondern geradezu den Unterbau seiner Anschauungen bildet. Eckehart setzt sich mit der Leidenschaft schlichten Glaubens für den persönlichen Gott ein. Wir begegnen bei ihm der echten Glaubensfrömmigkeit, die wir bei Luther wiederfinden. Andererseits aber ist für ihn die bestimmungslose Gottheit im Unterschied vom persönlichen und dreieinigen Gott das unzweifelhaft höhere Wesen, zu dem der Christ vordringen soll.

Auf die Frage nach Immanenz oder Transzendenz der Gottheit bei Eckehart, die heute ebenfalls oft erörtert wird, gibt Otto m. E. die einzig dem lebendigen religiösen Leben entsprechende Lösung. Es handelt sich gar nicht um eine Alternative, die rationales Denken glaubt fordern zu müssen.

Der Gegensatz ist vielmehr der, daß das Göttliche, das einerseits erfaßt wird mit Bildern aus dem sozialen Bereiche, als Herr, als König, als Vater, als Richter, als Person im Verhältnis zu Personen, andererseits gefaßt wird mit dynamischen Bildern als Kraft des Lebens, als Licht und Leben, als wesender und flutender Geist, als Wahrheit, Erkenntnis, wesentliche Gerechtigkeit und Heiligkeit, als Glut und Feuer... Nicht immanenter Gott, sondern gelebter Gott als inwendiges Kraftprinzip neuen Seins und Lebens selber ist das, worauf es hier eigentlich ankommt (S. 180). Gott ist immanent und transzendent zugleich, wie es auch das Gottesreich ist, von dem Jesus spricht.

Gott ist für Eckehart im Unterschiede z. B. zu den verwandten Spekulationen im Osten nicht ruhendes Sein, sondern schaffender Geist (S. 237). Gott ist lebendiger Prozeß: „Das Eine ist quillend sonder allen Ursprung", sagt er. In seiner Frömmigkeit spiegelt sich der Geist der Gotik mit ihrer ins Unendliche auffstrebenden Lebendigkeit. Es wird heute oft ein Gegensatz konstruiert zwischen Geistreligion und Lebensreligion. Solcher Unterscheidung liegt ein Mißverstehen des mit den Begriffen „Geist" und „Leben" religiös Gemeinten zugrunde. Hier wird deutlich, daß Eckeharts Religion beides zugleich ist: Geist und Leben. Denn es geht nicht um das Leben, das alle Kreatur hat, sondern um ein erneutes heiliges Leben, das Geist ist, wie Gott selbst, an dem es Anteil hat. Endlich weiß Eckehart von seinem Gott, im Gegensatze zu vielen seiner heutigen Ausleger, zu sagen, daß er rechtfertigender Gott ist. Das Sein, zu dem der Mensch erst gelangen soll, um wesenhaft zu werden, ist ein Teilgewinnen an Gott. Etwas anderes aber besagt Rechtfertigung in ihrem innersten religiösen Sinne (abgesehen von den andeutenden Formeln aus der Sprache des Rechtslebens) überhaupt nicht. Das sagt er deutlich:

Der Gerechte ist Gott gleich. Denn Gott ist die Gerechtigkeit. Darum, wer in der Gerechtigkeit ist, der ist in Gott und der ist selbst Gott.

Es ist nicht schwer, die entgegengesetztesten Anschauungen aus Eckeharts Schriften zu belegen, indem man einzelne Worte aus ihrem Zusammenhange herausgreift. Bei einer Betrachtungsweise, die nicht zum innersten Wesen seiner Schau vordringt und von da aus auch die im rationalen Wortlaut einander widersprechenden Aussagen in ihrer Berechtigung von innen her versteht, ist es unausbleiblich, daß man nach Willkür nur die der eigenen vorgefaßten Ansicht entsprechenden Aussprüche Eckeharts gelten läßt, während man die ihr widersprechenden als belanglos und unverbindlich beiseite läßt. Darin gerade liegt die Bedeutung des hier zugrunde gelegten Werkes von Otto, daß hier eine lebensvolle Einheit im religiösen und weltanschaulichen Denken Eckeharts aufgewiesen ist, die auch das Entgegengesetzte versteht und als notwendigen Pol im ganzen erfaßt.

Bonn Gustav Mensching

Aus Zeitschriften

Im SA-Mann (5. Jahrg., Folge 24, 12. Juni 1936) wird folgende Stelle aus dem in Neuyork erscheinenden Deutschen Weckruf und Beobachter über Zivilisation und Kultur mitgeteilt:

„Was wir gemeinhin mit Errungenschaften der Technik bezeichnen, mithin also alle Einrichtungen zur Erleichterung des Lebens oder zur Förderung des rein körperlichen Wohlergehens, nennen wir Zivilisation — im Gegensatz zur Kultur, die eine Sache des Gemütes ist, die seelisch empfunden wird und die wir beim einzelnen Menschen auch mit Herzensbildung bezeichnen.

An den einfachsten Beispielen aus dem alltäglichen Leben läßt sich der greifbare Unterschied zwischen Kultur und Zivilisation leicht feststellen:

Zivilisation ist, bei Hilfswerken und Sammlungen zu spenden, um genannt zu werden.
Kultur ist, namenlos opfern.
Zivilisation ist, eine Badewanne zu haben,
Kultur ist, sie auch zu benutzen.
Zivilisation ist, seiner Frau in der Öffentlichkeit den Vortritt zu lassen,
Kultur ist, dies auch zu Hause zu tun.
Zivilisation ist, jeden Sonn- und Feiertag zur Kirche zu gehen,
Kultur ist, gläubig zu sein.
Zivilisation ist, seine mehr oder weniger gewichtige Persönlichkeit geschickt in den Vordergrund zu rücken.
Kultur ist, mehr zu sein, als zu scheinen.
Zivilisation ist der Vorschlag einer amerikanischen Finanzgruppe, Rolltreppen auf die Cheopspyramide zu legen.
Kultur ist die Ablehnung dieses Vorschlages durch die ägyptische Regierung.
Zivilisation ist Rechtsprechung nach Paragraphen.
Kultur ist Gerechtigkeit.
Zivilisation ist, Parteigenosse zu werden, um damit irgendeinen Vorteil zu gewinnen,
Kultur ist, Nationalsozialist zu sein."

Der SA-Mann deutet in einer Schlußbemerkung an, daß die Einfachheit des Ausdrucks in diesen Sätzen und Gegensätzen „nicht in jedem Falle erschöpfend und nicht immer wissenschaftlich tiefgründig sein mag". In der Tat könnte, wer religionsphilosophische Probleme erörtern wollte, zu dem Satze: „Kultur ist, gläubig zu sein" viel sagen; das Verhältnis der Kultur zur echten Religion ist gerade in letzter Zeit fleißig erörtert worden. Aber dem echten Jünger Jesu wird das Wort wohl tun: „Kultur ist, namenlos opfern" und dem Treffsicheren und Anschaulichen obiger Sätze und Gegensätze wird sich niemand entziehen. Auch hat der SA-Mann sicher recht, wenn er die allgemeine Folgerung zieht: „Wer das Volk in seiner breiten Masse von einer Idee überzeugen will, muß die Sprache dieses Volkes sprechen, einfach, klar und ungekünstelt."

Die „Hochreligionen" außerhalb des Abendlandes

Die religiöse Weltlage I

Wir stehen im Beginn der Auseinandersetzung zwischen dem abendländischen Christentum und den Hochreligionen Asiens, Buddhismus, Hinduismus und Islam.

1. Der Buddhismus

„Buddha ist den Kirchenvätern und ihrem Zeitalter und ebenso unseren Reformatoren völlig unbekannt gewesen ... Der zweifellos größte Gegenspieler Christi in der Sphäre reiner Frömmigkeit blieb noch Jahrhunderte hindurch ebenso völlig außerhalb des abendländischen Bewußtseins, wie die Gestalt Jesu dem öffentlichen Bewußtsein Asiens meist verborgen gewesen ist ... Keine traditionelle Theologie verfügt über die denkerischen Mittel um der hier heraufziehenden Lebensfragen ohne weiteres Herr werden zu können. Wie sich einst in der Alten Kirche die Apologeten erst die Waffen schmieden mußten, um den Kampf auf Leben und Tod zu bestehen, so steht vor der Theologie der Gegenwart als eine ihrer größten Zukunftsaufgaben die Beschaffung desjenigen geistigen Rüstzeuges, das für diese ganz neuen Probleme religiöser Auseinandersetzung geeignet ist."

So sagt in seinem neuen Buche, „Deutschland innerhalb der religiösen Weltlage"[1], Professor Heinrich Frick, Marburg, der durch frühere Schriften, wie durch seine „Marburger Religionskundliche Sammlung" als guter Sachkenner bekannt ist.

Der Buddhismus, in Vorderindien um 500 v. Chr. entstanden, aber in diesem Lande fast ganz wieder ausgestorben, hat Ceylon, Hinderindien und Tibet erobert und sie bis heute als nahezu rein buddhistische Länder erhalten. Er ist dann weiter mit sieghafter Werbekraft in China, Korea und Japan eingedrungen. Die Einwohner dieser Länder des Fernen Ostens haben nur selten mit der Ausschließlichkeit des Abendlandes und des Islam nur einer Religion angehört, sondern zugleich etwa dem Buddhismus, dem Konfuzianismus oder einer Nationalreligion angehangen. Frick schätzt die heutige Zahl der Buddhisten und Christen ungefähr gleich hoch, je 570 Millionen.

Im letzten Jahrhundert ist außer dem Christentum und weit stärker als dieses der Schinto, die alte Nationalreligion Japans, als Wettbewerber des Buddhismus aufgetreten. Japan ist außer Vorderindien das einzige Land, in dem der Buddhismus bisher größere Verluste oder Rückschläge erfahren hat. Wie hat dieses Ringen mit anderen Religionen auf ihn gewirkt? Es wurde für ihn mehr zur Neubelebung, als zum Todesstoß.

Unter dem japanischen Kaiser Meiji wurden von 1868 ab Tausende von buddhistischen Tempeln „gereinigt" und dem Schinto übergeben. Die staatliche Bevorzugung dieser Religion dauerte weiter an. 1933 zählte Japan 125 608 Schintoschreine mit 116 796 Priestern, neben 78 292 buddhistischen Tempeln mit 54 904 Priestern. Daß jedoch trotzdem der Buddhismus weit stärker als Schinto die geistige und religiöse Führung Japans inne hat, zeigt sich u. a. darin, daß in der religiösen Arbeitsgemeinschaft, die das japanische Kultus- und Erziehungsministerium seit 1912 ins Leben gerufen hat, im Jahre 1934 neben 6 Protestanten und einem Katholiken 12 Schintoisten und 26 Vertreter des Buddhismus saßen. Im folgenden Jahre fanden die religiösen Rundfunkvorträge des buddhistischen Gelehrten Tomomatsu starken Widerhall und erlebten, als sie gedruckt wurden, schnell überraschend hohe Auflagen. (ZMR[2] Jahrg. 50, S. 190, 191, 282.)

Belebend hat auch die Berührung mit dem Christentum gewirkt. Der Buddhismus hat begonnen, der christlichen inneren und äußeren Mission Ähnliches gegenüberzustellen. Die japanisch-buddhistische „Sekte", Kirche oder Konfession Nitschirenschu, die nach ihrem Berichte über 5 Millionen Anhänger, etwa 4000 Tempel und 10 000 Priester zählt, besitzt neben Priesterschulen eine Universität und eine Akademie mit etwa 150 Professoren und über 1000 Studenten an diesen beiden Hochschulen, unterhält Erwerbslosenasyle, Sonntagsschulen und Kinderhorte, arbeitet in Gefängnissen, Besserungsanstalten und Lepra-Krankenhäusern und treibt auch äußere Mission in Hawai, den Malayenstaaten und auf anderen Inseln und Küsten der Südsee sowie in neuester Zeit mit besonderem Eifer in Mandschukuo; sie ließ in dies Land sogar einen ihrer berühmtesten alten Tempel überführen. Auf Mandschukuo und die Nachbargebiete richtet sich überhaupt besonders stark japanische buddhistische Mission, nachdem ihre Zulassung ins Innere Chinas von der chinesischen Regierung abgelehnt worden ist. Auch auf den ehemals deutschen Südseeinseln erschien mit den Japanern buddhistische Mission; sie soll auf Kororu (Palaugruppe) etwa 1000 Eingeborene gewonnen haben und weitere große Unternehmungen über den Äquator hinaus nach Neuguinea planen, von den japanischen Kolonialbehörden begünstigt. Auf Einladung der japanischen Regierung versammelten sich 1934 in Tokyo über 600 Delegierte aus 14 verschiedenen Staaten zur 2. Generalkonferenz der „Pan-Pazifischen" (alle Länder am Stillen Ozean umfassenden), Jung-Buddhisten-Vereinigungen. In Tokyo wurde auch die „Internationale Buddhistische Gesellschaft" durch den deutschen Professor Dr. Bruno Petzold gegründet. Dieser gibt mit zahlreichen Wissenschaftlern von Ruf die Zeitschrift dieser Gesellschaft „Der junge Osten" heraus und schrieb darin:

„Die Internationale Buddhistische Gesellschaft verfolgt das Ziel, den Buddhismus der gesamten Welt bekanntzumachen... Eine gewisse Anzahl von begabten jungen Menschen, Graduierten von Universitäten und buddhistischen Kollegien, werden von der Gesellschaft eine Spezialausbildung erhalten, um dann später nach Europa und Amerika als Propagandisten für die buddhistische Religion und Philosophie entsandt zu werden. Es ist Tatsache, daß in der ganzen Welt kein Land zu finden ist, wo der Buddhismus als Religion wie als Philosophie noch heute so blüht wie in Japan" (ZMR Jahrg. 50, S. 54, 57, 58, 117, 354; AMR[3] Okt. 1934, Apr. 1935).

In Deutschland und anderen europäischen Ländern hielt vor einigen Jahren auch der chinesische buddhistische Abt Tai Hsü Missionsvorträge. Er hat in China eine Reihe von Akademien ins Leben gerufen und sendet von dort seine Schüler aus bis nach Amerika und

[1] Berlin, Töpelmann, 1936. 273 S. mit 10 Karten. Geb. 6.– M.

[2] Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, herausgegeben von Missionsdirektor Devaranne, Ostasienmission, Berlin-Steglitz.

[3] Allgemeine Missions-Nachrichten, herausgegeben von Dir. Dr. Freytag, Deutsche Ev. Missionshilfe, Hamburg.

Europa, wo er auf bedeutendere Zeitschriften Einfluß gewonnen hat. Zu seinen Anhängern zählen besonders junge gebildete Mönche und Laien, während viele konservative Mönche ihn ablehnen. Von seinen „Erweckungsversammlungen" in Hankau, die täglich nachmittags von 500 bis 700 Personen, vor allem von Kaufleuten, Juristen, Ärzten, Beamten, Studenten usw. besucht wurden, berichtet ein christlicher Missionar:

„Man konnte feststellen, daß hochstehende Menschen, von denen viele in der neuen demokratischen Gedankenwelt des modernen China erzogen waren, niederfielen und ihre Zuflucht ‚zum Buddha, zur Lehre und zur Gemeinde' nahmen. Die meisten waren dabei ganz ernst, getrieben von einer ursprünglichen religiösen Bewegung; aber natürlich war da auch Oberflächlichkeit zu bemerken."

Tai Hsü betont, daß wir mehr brauchen als Wissenschaft und Zivilisation, die die Ansprüche der Menschen hinaufschob, Klassen- und Rassenkämpfe heraufbeschwor und Unruhe und Spannungen in die Welt brachte, so daß unsere Zeit voll einer Bosheit ist, die ihren tiefsten Grund nicht in äußeren Verhältnissen, sondern in der Beschaffenheit der Menschenherzen hat. Von dieser vermöge nur Sittlichkeit zu befreien, die keine Rassen- oder Völkermoral, sondern eine Weltmoral sei. Im großen Weltzusammenhange könne kein Ding das andere vernichten, ohne sich selbst zu vernichten; kein Mensch könne der Wechselseitigkeit im Leben entrinnen, Gutes oder Böses, das er seinem Nächsten antue, falle auf ihn selbst zurück. So müßten wir uns der Mehrung des Guten und der Minderung des Bösen befleißigen. Die buddhistische Moral sei Wissen um die Verbundenheit des Einen mit dem Anderen, des Einzelnen mit der Gruppe, der Gruppe mit der Rasse und schließlich mit dem Universum; sie betone daher die Tugenden des Nichtverletzens und der Hilfsbereitschaft. Am Christentum lehnt Tai Hsü vor allem die Vorstellung von Gott als Person und Schöpfer und die von Christus als dem einzigen vollkommenen Offenbarer des Göttlichen ab, wahrt ihm gegenüber aber immer eine vornehme und freundliche Haltung (ZMR Jahrg. 49, S. 346, Jahrg. 50, S. 54, 283).

Von der christlichen Mission aus hat sich besonders der Norweger Dr. Reichelt um den Buddhismus bemüht. Sein Buch „Der chinesische Buddhismus" ist 1926 in deutscher Übersetzung erschienen; er befürwortet eine beachtliche Angleichung. Die christliche Mission hat auch in allen buddhistischen Ländern eine bisher freilich nicht große Anzahl von Übertritten zu verzeichnen. Ihr gegenüber steht eine bisher auch nur geringe, aber steigende Zahl von Übertritten von Christen zum Buddhismus: der deutsche Prof. Petzold wurde bereits erwähnt; der Engländer Lincoln gewann mehrere weiße Männer und Frauen für den Buddhismus, die seit 1933 von Schanghai aus unter chinesischen Namen Mission treiben (ZMR Jahrg. 50, S. 54). Von größerer Bedeutung aber als diese Anfänge wechselseitiger direkter Missionsarbeit ist die starke gegenseitige geistige Durchdringung. Frick sagt: „Wir beobachten in der Neuzeit eine fortschreitende... Buddhisierung der Auffassung vom Urchristentum. Sie ist in weite Kreise gedrungen. Schopenhauer und Richard Wagner haben in hohem Maße daran teil" (S. 169). Er sieht eine große Aufgabe darin, daß im Abendlande und Christentum die buddhisierende Umdeutung urchristlicher Zukunftserwartung, wie sie sich sowohl in unserem Idealismus etwa Fichtes wie auch im Materialismus findet, überwunden wird. Die Auseinandersetzung zwischen Buddhismus und Christentum steht hüben wie drüben noch in den ersten Anfängen. Wie weit ist es zu einer ernsthaften Begegnung zwischen Buddha und Christus überhaupt schon gekommen? Wie wird sie sich im Abendlande wie im Fernen Osten und sonst auswirken? Gegenwärtig fühlt der Buddhismus sich gefestigt und neu belebt und steht keineswegs nur in der Verteidigung[4].

2. Der Hinduismus

Der Hinduismus zählt nach Frick rund 240 Millionen Anhänger. Sie wohnen bis auf die allerdings zahlreichen indischen Auswanderer fast ausschließlich in Vorderindien. Hier hat der Hinduismus seit alters die Vorherrschaft ausgeübt, aber im Laufe der Geschichte dreimal sehr ernst um sie kämpfen müssen, zuerst gegen den Buddhismus, dann gegen den Islam und seit rund 100 Jahren gegen den Einbruch des Abendlandes. Jedesmal handelt es sich dabei u. a. um die Stellung jener vielen Zehnmillionen Inder, die als „Kastenlose" vom Hinduismus ausgeschlossen oder als Angehörige „niederer Kasten" nur unterdrückt von ihm geduldet werden, auch die Tempel der höheren Kasten nicht betreten dürfen. So geht auch das religiöse Ringen der Gegenwart in Indien großenteils um die Frage: sollen die rund 60 Millionen Kastenlose und weitere große Scharen aus den niederen Kasten im Hinduismus Aufnahme finden und dort anerkannt werden bzw. Hinduisten bleiben? Oder sollen sich diese großen Massen einer anderen Religion zuwenden und damit die Vorherrschaft des Hinduismus erschüttern oder gar stürzen?

Frieda Hauswirths Buch „Schleier vor Indiens Frauengemächern"[5] und Winternitz „Die Frau in den indischen Religionen" schildern, wie die in Indien eingedrungenen Arier ihr Blut unvermischt allein an der Herrschaft zu erhalten strebten und auf den Nachwuchs von Söhnen den größten Wert legten. Infolge davon gehört zu den kennzeichnenden Zügen ihrer Religion die Kaste oder Varna = Farbe, d. h. die Trennung von den „Unreinen", den farbigen Nichtariern, und jene eigenartige Stellung der Frau, die Ausdruck findet in Kinderheirat, in strengster Absperrung oder Purdah und in der Schande der Frau, die keine Kinder oder nur Töchter geboren hat oder Witwe geworden ist: der ängstliche Wunsch der Hindufrau war und ist, eine „Heldenmutter" zu werden; „Die Tochter ist ein Jammer!". Buddha trat in diesem Volke auf mit der Botschaft von dem Heil, das allen Menschen gelte und nicht an Geschlecht, Kaste oder Rasse, noch an Askese oder Tempel u. dgl. gebunden sei. Er entfachte eine gewaltige Volksbewegung, aber nach Jahrhunderten siegreichen Vordringens mußte der Buddhismus doch aus seinem Heimatlande vor dem Hinduismus weichen.

Mehr als tausend Jahre nach Buddha, lebte Muhammed. Seine Anhänger brachten wieder nach Indien die Botschaft einer Weltreligion, die keine Kasten- und Rassengrenzen kannte. Die Kastenlosen Indiens gewannen durch den Islam die Möglichkeit, in eine höhere Schicht vollberechtigt einzutreten. Der Zustrom der vom Hinduismus Ausgestoßenen hält noch heute an. Der

[4] Über Buddhismus und Hinduismus vgl. auch CW 1936, Sp. 389 ff., 437 ff.

[5] CW 1935, 1043.

Islam hat dem Hinduismus den bisher stärksten Abbruch getan: 77 Millionen Inder, reichlich ein Fünftel der Gesamtbevölkerung, sind heute Muslim und bestreiten die hinduistische Vorherrschaft im Lande.

Der Einbruch des Abendlandes hat erneut den Hinduismus an einer besonders verwundbaren Stelle getroffen. Es gibt in Britisch-Indien 6,2 Millionen Christen, die zum weitaus größten Teile aus den nichthinduistischen animistischen Stämmen und Völkern Indiens und aus den niederen Kasten gewonnen sind; (von der frühchristlichen, vorislamischen Mission her leben in Südindien noch über eine Million sog. Thomaschristen). Die Einwirkung des Abendlandes zeigt sich aber noch stärker darin, daß im Hinduismus selbst Reformbewegungen entstanden sind, die die Kaste, Kinderheirat, Purdah usw. bekämpfen und die Kastenlosen, Parias usw., als gleichberechtigt in den Verband des Hinduismus einfügen wollen. 1828 wurde von Ram Mohan Roy, dem Vorkämpfer gegen die Witwenverbrennung, der Brahma Samadsch, d. h. Monotheistische Gesellschaft, gegründet, der später besonders von Debendra Nath Tagore, dem Vater des weltbekannten Dichters, getragen wurde und jetzt etwa 500 Schulen für Kastenlose unterhält. 1875 wurde der Arya Samadsch gegründet, der sich wohl enger an den orthodoxen Hinduismus anschließt, aber mit seiner Million Mitgliedern doch energisch gegen die „Unberührbarkeit" kämpft. Die Ramakrischnamission arbeitet an etwa 90 Stellen in Indien an der religiösen und sozialen Pflege der einst Ausgestoßenen. 1925 wurde die Hindumission gegründet, die in Bengalen und Assam eine Million Animisten für den Hinduismus gewonnen zu haben berichtet (AMR Juli 1934). Vor allem hat sich auch Gandhi für die Gleichberechtigung der „Unreinen" und ihre Zulassung in die hinduistischen Tempel eingesetzt. Durch sein berühmtes Fasten hat er u. a. erreicht, daß die „Unberührbaren" unter gewissen Voraussetzungen im allgemeinen Wahlkörper mitwählen dürfen, und daß ein allindischer Bund zur Abschaffung der Unberührbarkeit und die „Harijan-Bewegung" entstanden. Durch die Bezeichnung Harijan = Gottesmensch möchte Gandhi den Namen Paria verdrängen. Nachdem er die Führung der politischen Selbständigkeitsbewegung 1934 an Nehru abgegeben hat, setzt er nahezu seine ganze Kraft für die Überwindung der Unberührbarkeit ein.

Der Widerstand gegen diese Reformen ist aber im Hinduismus noch sehr stark. Als in der gesamtindischen Gesetzgebenden Versammlung nach zweijährigem Kampfe um die Zulassung der „Unreinen" zu den Hindutempeln am 23. August 1934 darüber abgestimmt wurde, lehnten die Hindus die Gesetzesvorlage fast einstimmig ab, so daß die Regierung sie zurückzog. Daraufhin erklärte der Führer der „Unreinen", sie würden sich nun dem Islam zuwenden, und der Führer der Muslim hieß sie herzlich willkommen (AMR Juni 1935). Damit würde freilich der Hinduismus sein größtes Ausbreitungsgebiet und mehr und mehr seine Vormachtstellung im Lande verlieren. Der Hinduismus fühlt sich aber durch die bisherige Entwicklung keineswegs erschüttert. Der alte wie der Reformhinduismus will das Erbe der Väter wahren, z. T. in sich verfestigt, z. T. neubelebt. Lilje schreibt im „Buch der deutschen Weltmission":

Sanskrit tritt wieder in den Vordergrund; es wird hinduistischer Religionsunterricht nach dem Vorbilde des christlichen erteilt; sogar Missionsgesellschaften zur Ausbreitung des Hinduismus sind nach christlichem Muster entstanden. Ich sah selber in Madras den Hauptsitz der Ramakrischna-Mission, eine ausgedehnte Anlage, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, ihre Zöglinge im Geiste des Hinduismus zu erziehen und sie gleichzeitig zu Bürgern des von Gandhi erstrebten neuen Indiens heranzubilden. Aber auch anderswo findet sich dieser mächtige Drang, die Religion der Väter im Gegensatz zum Christentum wieder lebendig zu machen; und der Hinweis auf ihr hohes Alter spielt dabei eine entscheidende Rolle. Die Zeit ist längst vorbei, wo das Christentum um seiner kulturellen Begleiterscheinungen willen als das selbstverständlich Überlegene empfunden wurde[6] (S. 162).

Im gleichen Buche schildert der Senior der Leipziger Mission in Madras D. Frölich das indische Empfinden folgendermaßen:

Indien nimmt es ... für sich in Anspruch, daß es außer seinem großen Heimatlande ganz Süd-, Hoch- und Ostasien, also die halbe Menschheit mit Religion versorgt habe. Es sei seit Jahrtausenden auf die Ausfuhr von Religionen angewiesen; für deren Einfuhr sei kein Bedarf. Wenn offensichtlich so wenig religiöse Völker wie die von Europa, von deren Vertretern so viele in Indien offen ihre Gottlosigkeit zur Schau tragen ‚das religiös-schöpferische Volk mit einer fremdartigen und fremdrassigen Religion versorgen wollen, so hat das fromme Indien dafür nur ein Achselzucken (Richter, S. 45).

Die Auseinandersetzung des Christentums mit dem Hinduismus steht ebenso wie die mit dem Buddhismus noch in den Anfängen. Der neubelebte Hinduismus, namentlich seine Reformbewegungen arbeiten z. T. mit denselben Werbemitteln, wie das Christentum. Die Ramakrischna-Mission sendet auch Boten nach Europa und Amerika und meldet die Bildung von Anhängergruppen und andere Erfolge. Aber wichtiger als die verhältnismäßig kleine Zahl der Übertritte ist der wechselseitige starke Einfluß, den das Abendland vor allem im Reformhinduismus, der Hinduismus aber durch die Veden oder Männer wie Tagore und Gandhi im christlichen Abendlande ausübt.

3. Der Islam

Der Islam hat nach Frick ungefähr ebensoviel Anhänger wie der Hinduismus, 240 Millionen; andere Gewährsmänner nehmen die Zahl der Hinduisten niedriger, die der Muslim höher an. Der Islam hat in seiner Jugend eine starke Eroberungskraft erwiesen; er hat damals Vorderasien und Nordafrika, u. a. die alten christlichen Kernländer, die Heimat von Jesus und Paulus, Origenes, Basilius, Athanasius und Augustin, wo so viel christliches Märtyrerblut geflossen war, islamisch gemacht. Er hat dann Zeiten des Stillstandes und der Schwäche erlebt; das Christentum hat ihm die Herrschaft über die Pyrenäenhalbinsel wieder entrissen, aber durch alle seine Kreuzzüge und auch durch die politische Übermacht und die Mission der Neuzeit seine alten Verluste keineswegs wieder wettmachen können. Heute breitet sich der Islam wieder stärker als irgendeine andere Religion aus. Es ist bereits erwähnt, daß der Islam, der lange nach dem Christentum nach Indien kam, es hier inzwischen um das 13fache überflügelt hat und dem Hinduismus wie dem Christentum das aussichtsreichste indische Missionsgebiet streitig macht. Nach China kam der Islam ebenfalls später als die christliche Mission

[6] Julius Richter „Das Buch der deutschen Weltmission", Gotha, Klotz, 1935. 53 Mitarbeiter, 331 S., 138 Bilder. 7.50 M. Demnächst erscheint eine billige Studienausgabe zu 5.60 M.

der Nestorianer; heute ist die Zahl der chinesischen Muslim – sie beträgt etwa 7–8 Millionen – etwa doppelt so groß wie die ihrer christlichen Landsleute. Dr. Zwemer, heute wohl der bekannteste christliche Muhammedanermissionar, fand den Islam besonders im äußersten Westen Chinas „in beachtenswerter Vorwärtsentwicklung. Auch benachbarte Tibeter gehen zum Islam über. Daß man in vielen moslemischen Gegenden keinen Mohnanbau (Opium), wie sonst überall in China findet, ist bemerkenswert". 1929 wurde der „Verband zum Vordringen der Muhammedaner in China" gegründet, der sofort die Errichtung einer muslimischen Universität und eines Predigerseminars in Angriff nahm. 22 chinesisch-arabische Zeitschriften erscheinen (AMR Juni 1934). In Japan wurde am 11. Oktober 1935 die erste Moschee eingeweiht. Der Präsident des allindischen Muslimverbandes kam zu dieser Feier. Insgesamt sollen in Japan bis jetzt 200 000 Muhammedaner leben. Die Regierung hat den Islam als Religion anerkannt und gewährt Vergünstigungen beim Grunderwerb für Schulen (ZMR Jahrg. 49, S. 389; 50, S. 221; 51, S. 114).

Ganz besonders stark breitet sich der Islam heute unter den „Primitiven" oder „Animisten" aus, die zu keiner „Hochreligion" gehören und bisher das erfolg- und aussichtsreichste christliche Missionsfeld bildeten. Neben den schon erwähnten Animisten Britisch-Indiens stehen da die vielen Stämme Holländisch-Indiens oder Indonesiens und vor allem die Afrikas. Von den 60,5 Millionen Einwohnern Niederländisch-Indiens sind 75% bereits Muslim. Die in diesem Inselreiche besonders eifrige christliche Mission gewann 1 700 000 Anhänger, darunter schätzungsweise rund 40 000 frühere Muslim. Der Islam hat in keinem anderen Lande einen ähnlichen Verlust an das Christentum erlitten und mit einer um so regeren Gegenmission geantwortet (AMR Juni 1934, Aug. 1934; ZMR Jahrg. 49, S. 366). Den Primitiven hier und in Afrika zieht es ebenso, wie den Kastenlosen Indiens u. a. deswegen zum Islam, weil der Übertritt ihm den Aufstieg in eine sonst meist verschlossene höhere Schicht ermöglicht und eine rassenüberbrückende Bruderschaft öffnet, die er sonst kaum findet. Es ist selbstverständlich, daß sich im Unterschiede vom weißen Herrn und auch vom weißen Missionar, dadurch der farbige Muslim empfiehlt. Im Afrika der Neger, d. h. südlich der Sahara, soll die Ausbreitung des Islam die des Christentums um mehr als das zwanzigfache übertreffen. Professor D. Westermann von der Universität Berlin, Direktor des Internationalen Instituts für Afrikanische Sprachen und Kulturen, früher Missionar in Westafrika, schreibt im „Buch der deutschen Weltmission":

Das wichtigste Ereignis in der uns bekannten voreuropäischen Kulturgeschichte Afrikas ist die heute noch nicht zum Stillstand gekommene Ausbreitung des Islams. Seine Bedeutung liegt in der Tatsache, daß er rein afrikanisch geworden ist und so dem Eingeborenenleben stärkste, religiöse, soziale und allgemein kulturelle Antriebe geben konnte. Seine Verbreiter sind in den Augen der Neger nicht Fremde, sondern vornehme Afrikaner, deren Lebensformen sich nicht so weit von denen der Eingeborenen entfernen, daß man sie nicht erreichen und zwischen beiden wirkliche Gemeinschaft entstehen könnte. Der Islam hat dem Neger zum erstenmal ein inneres Solidaritätsgefühl über Sippe und Stamm hinaus gegeben, hat zivilisierend gewirkt, Barbareien beseitigt, hat Mittelpunkte geistigen und literarischen Lebens geschaffen, und er hat auch das religiöse Leben befruchtet. Freilich war seine Herrschaft oft grausam, Sklavenjagden und -handel waren anerkannte Einrichtungen, sittliche Erneuerung ist von ihm nicht ausgegangen, und er macht heute den Eindruck geistiger Erschöpfung (S. 141).

Ein anderer Gewährsmann, ein katholischer Missionsbischof, berichtet von Westafrika, das ganze Gebiet zwischen dem Rio de Oro und Fernando Poo drohe an den Islam verloren zu gehen: „Niemand kann die Neger so leicht zivilisieren wie die Moslem. Das Christentum ist für diese Heiden zu schwer. Die Moral des Islam ist ihnen viel erträglicher" (ZMR Jahrg. 49, S. 380). Im früheren Deutschostafrika sind in überraschend kurzer Zeit zwei Fünftel der Bevölkerung islamisch geworden.

Sie bilden ein vordringendes Heer, das im Begriff ist, alle Hauptstraßen und alle Hauptgebilde des Landes zu besetzen. Wir hören, daß über den Rovuma hinüber im Süden alle Eingeborenen den Islam angenommen haben. Der Norddistrikt in Pare wurde vor zwei Jahren in Massen bekehrt. Im ganzen Paregebirge sind von 58 000 Gesamtbevölkerung wenigstens 30 000 zum Islam übergegangen, während die evangelischen Missionen nach 25 Jahren nur 4000 gewonnen haben. Bei den Dschagga in Kiboscho wurden 1927 von einem muslimischen Scherif 700 Katholiken umgetauft (J. Richter, Tanganyika).

Hier in Ostafrika breiten nicht nur muslimische Händler, Kaufleute, Soldaten und andere Angehörige der gehobenen Schicht ihre Religion aus, sondern es ziehen auch besoldete Missionare, die ein für dortige Verhältnisse beträchtliches Einkommen von monatlich 60 Schilling erhalten, von Pflanzung zu Pflanzung, um die Arbeiter zu gewinnen. Der Hauptgeldgeber dieser islamischen Mission ist der indische Großkaufmann Agha Khan, der Führer der Chodschasekte; er gab auch für die Moschee in Bukoba, die 1935 eingeweiht wurde und das stattlichste Gebäude der ganzen Gegend ist, die Hälfte der Baukosten (Jahresbericht 1934 der Leipziger Mission).

Fünf indische Großkaufleute gaben auch fünf Siebentel der Summe, die für den Bau der imposanten ersten Moschee in Japan nötig war. Indien mit seiner großen muslimischen Bevölkerung scheint der stärkste Rückhalt der islamischen Werbearbeit zu sein. Indischen Ursprungs ist auch die Ahmedijja-Sekte, die wie der Behaismus eine Reformbewegung des Islam darstellt, in Europa und Amerika Mission treibt und den Gedanken der Bruderschaft betont. Ihre amerikanischen Anhänger, nach wenigen Tausenden zählend, sollen hauptsächlich Neger sein (ZMR Jahrg. 49, S. 374, 379, 384). Seit kurzem soll auch die El Azhar-Universität in Kairo sich entschlossen haben, Missionare für China, Japan, Abessinien und Südafrika auszubilden (AMR Okt. 1935). Missionsfachleute vermuten, daß der italienisch-abessinische Krieg die Werbekraft des Islam verstärken wird. D. Oestreicher urteilt im „Buch der deutschen Weltmission" über den Islam:

Er weiß wohl, daß seine Religion weithin noch siegreich sich ausbreitet, und zwar ohne besondere Anstrengung, wie sie das Christentum nötig hat. Die technische Überlegenheit der Europäer ist, wie Japan lehrt, in kurzer Zeit wettzumachen, und dann ist auch die politische Vorherrschaft der europäischen Völker zu Ende (S. 77).

Übertritte von Christen zum Islam werden aus Ägypten, der Türkei und anderen Ländern gemeldet, z. T. infolge von Eheschließungen mit Muslim vollzogen, sind aber nicht zahlreich (ZMR Jahrg. 49, S. 372, Anm. Jahrg. 50, S. 223). Gering ist ander-

seits auch die Zahl der Übertritte vom Islam zum Christentum; man hat sie insgesamt auf 100000 geschätzt. Auch zwischen diesen beiden Hochreligionen steht die Auseinandersetzung noch bevor.

Starke Erschütterungen erfährt der Islam heute nur in Rußland, wo 17 Millionen Muhammedaner lebten, und in der Türkei. In beiden Ländern handelt es sich aber nicht um eine Auseinandersetzung mit einer sog. „Hochreligion", sondern mit anderen Mächten, die für die heutige religiöse Weltlage von sehr großer Bedeutung sind.

Petzen b. Bückeburg Wilhelm Mensching

Jacob Burckhardt über das Verhältnis von Staat und Kirche

Die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" Jacob Burckhardts hatten ursprünglich keinen anderen Zweck, als aus der rückwärtsschauenden Erfahrung eines der Geschichte des abendländischen Geistes gewidmeten Lebens ganz allgemein etwas „Über Studium der Geschichte" zu sagen. So nämlich lautete die anspruchslose Überschrift des Kollegmanuskriptes, das zwar gedruckt nicht ganz von jener letzten Lebendigkeit erfüllt ist, die das im Hörsaal gesprochene Wort nach Zeugnissen von Burckhardts Hörern besaß, aber dessenungeachtet auch heute noch (und heute wieder ganz besonders) auf den Leser durch die Unmittelbarkeit der aufgeworfenen Probleme geradezu erregend wirkt. Nietzsche hat Burckhardt den „letzten Baseler Humanisten" genannt, und wie sich in seiner Heimatstadt die Ausstrahlungen germanischen und romanischen Geistes zu einer fruchtbaren Einheit verbinden, so liegt auch in der eleganten Art des Burckhardtschen Vortrages ein gut Teil jenes geradezu virtuosen Stiles, mit dem der Franzose, überhaupt der Romane, über Dinge der Wissenschaft zu sprechen oder zu schreiben pflegt (erst kürzlich hat man das wieder an dem schönen Geiserich-Buch Gautiers sehen können). Nirgends sonst haben sich die geistigen Kräfte dreier Nationen: Gründlichkeit des deutschen Gelehrten, geistig-angeregte Art des Franzosen und selbstsichere Unabhängigkeit des Schweizers so glücklich vereinigt wie in Burckhardt.

Beim Lesen der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" ist man bisweilen erstaunt über die „Aktualität" dessen, was der Fünfzigjährige in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts über die Probleme des Staates, der Religion, der Kultur in ihrem wechselseitigen Verhältnis ausspricht. Insbesondere zeichnet er das Verhältnis zwischen Staat und Kirche seit dem Auftreten des Christentums mit glänzender Anschaulichkeit. Die grundsätzlichen Betrachtungen, die sich zuweilen ergeben, gehören durch die wundervolle Abgewogenheit des Urteils zu dem Klügsten und Gültigsten, was jemals über dieses Problem gesagt wurde.

Burckhardt geht davon aus, daß echte Religionen, wenn sie die Feuerprobe gewaltsamer Angriffe von außen zu bestehen haben, ungleich tiefere Werte zutage fördern als in der satten Ruhe unter staatlichem Schutz. Erst wenn sich eine Religion leidend, protestierend zum Staat verhält, gelangt sie zu voller geistiger Entfaltung. Wie kommt es nun, daß das Christentum jahrhundertelang die enge Anlehnung an den Staat suchte? An sich ist es ja doch seinem Wesen nach durchaus nicht geschaffen zu einer solchen Haltung dem Staat gegenüber; diese Religion des Leidens, ist sie nicht am wenigsten geeignet, eine Verbindung mit dem Staat einzugehen? Daß das Gegenteil eintrat, daß die Kirche sich so eng dem Staat verband, liegt in der Geschichte des Christentums begründet. Dem spätrömischen Reich drohte ein geistiger Auflösungsprozeß; nur das Christentum war schon während der Verfolgungen eine Art heimlicher Reichsreligion, deren sich dann Konstantin und seine Nachfolger schließlich zur Aufrechterhaltung der staatlichen Einheit bedienten. Seit dieser Zeit ist die Kirche geradezu Staatskirche gewesen: Karls des Großen und des Theodosius Weltmonarchien waren christlich, und das mittelalterliche Imperium der deutschen Kaiser gründete sich wesentlich auf die Einheit der Kirche. Aber gerade in dieser Tatsache liegt für Burckhardt der Keim der Ausartung. In die leidende, sich protestierend zum Staat verhaltende Religion ist der Machtsinn gekommen, der ihr die „Idealität", den „hohen Aufschwung" nahm. Keiner Gefahr mehr ausgesetzt, wendet sich das Christentum von den Tiefen seiner religiösen Werte ab und wird zur zweiten politischen Macht. „Macht aber ist schon an sich böse", lautet das apodiktische Urteil Burckhardts, des Humanisten und – Schweizerbürgers.

Reformation und Gegenreformation ändern das Verhältnis in der Weise, daß die geschwächten Bekenntnisse eine Stütze im Staat suchen, zur Verteidigung ihrer Position. Noch einmal braucht die Kirche im weitesten Sinne den weltlichen Arm. Und die Fürsten ihrerseits nutzen diese Situation zur Unterstützung ihres absolutistischen Strebens: so vor allem im Spanien Philipps II., im England Heinrichs VIII., im Frankreich Ludwigs XIV.

In neuerer Zeit ist dieser Bund stets ungleicher und für beide Teile gefährlicher geworden, weit entfernt beiden so nützlich zu sein, wie das heilige Recht den Gewaltstaaten des Altertums war. Während Prinzipien ewig sein können, sind Interessen unter allen Umständen wandelbar, und nun ist dies eben statt eines Bundes der Prinzipien tatsächlich mehr und mehr ein Bund der Interessen, von welchem es sehr fraglich ist, wie lange sie noch zusammengehen werden. So konservativ sich die Kirche geben mag, der Staat sieht auf die Länge keine Stütze, sondern eine Verlegenheit in ihr.

Mit diesen Sätzen steht der Historiker plötzlich mitten in den Problemen seiner Tage: der Ausbruch des Kulturkampfes steht unmittelbar bevor! Es ist interessant zu sehen, wie sich Burckhardt zu der Tatsache stellt, daß der Staat im Begriff ist, „den erschütterten Bund zwischen Thron und Altar, als jetzund unvorteilhaft geworden, zu kündigen." Es kann nach dem Vorigen nicht unzweifelhaft sein, daß er einer Entwicklung in dieser Richtung, nicht zuletzt im Interesse der Kirche selbst, bejahend gegenübersteht. Die Kirche muß ihrem Wesen nach konservativ sein: das Statische ihrer Organisation – bei aller klugen Dynamik gegenüber den Tendenzen der Zeit – ist das große Plus, das sie in die Waagschale des Existenzkampfes in Krisenzeiten werfen kann. Auch „von seiten des Staates ist es lächerlich, wenn er gern ‚liberale Prälaten' hätte, die seiner Bürokratie keine sauern Tage machen sollen". Und Burckhardt weist auf die Regierung der Vereinigten Staaten hin, der es völlig gleichgültig ist, ob die Bischöfe der

Union ultramontan oder „aufgeklärt" sind. Statt dessen möchte man die Kirchen auf ihre inneren Kräfte lenken, die sie völlig vergessen zu haben scheinen in ihrer verzweifelten Suche nach äußeren Stützpunkten. Burckhardt sieht die Zeit kommen, in der die Kirchen das Bündnis so gern aufgeben, wie es jetzt der Staat tun möchte. Dann werden sie erkannt haben, daß sie im Grunde ohne die Hilfe des Staates besser ihren Aufgaben dienen und im freien Spiel der Kräfte viel souveräner ihr Gewicht hier und dort einsetzen können, wo es für diese ihre Aufgaben am notwendigsten ist.

Gleichen sie jetzt dem Schiff, welches einst auf den Wogen ging, aber seit langer Zeit zu sehr ans Vorankerliegen gewohnt ist, so werden sie wieder schwimmen lernen, sobald sie einmal im Wasser sind... Dann werden sie wieder Elemente und Belege der Freiheit sein.

Es ist auch heute noch unmöglich zu sagen, wie sich in Zukunft in den europäischen Ländern das Verhältnis zwischen Staat und Kirche gestalten wird. Noch bestehen Konkordate und Finanzverträge, aber die leisen Warnungen des Staates an die Kirchen, wenn sie sich zuzeiten gar zu unruhig und anspruchsvoll gebärden, können nicht überhört werden. Ebenso sprechen deutliche Anzeichen dafür, daß auch die Kirchen sich auf ihre ureigensten Aufgaben besinnen. Es darf z. B. daran erinnert werden, daß gerade durch die katholische Jugend ein erleichtertes Aufatmen ging, als man der Kirche nach der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus den politischen Einfluß nahm: jetzt endlich schienen alle Kräfte frei für den inneren Auf- und Ausbau.

„Die Religionen sind der Ausdruck des ewigen metaphysischen Bedürfnisses der Menschennatur." Mit diesem Wort und der Unerschütterlichkeit seiner Geltung möchte Jacob Burckhardt den Kirchen das selbstsichere Vertrauen in die bleibende Dauer ihres Amtes zurückgeben – eines Amtes, dessen Aufgabe jenseits aller Staatsideen liegt.

Wiesbaden Jürgen Petersen

Schillers Tod und Bestattung

Als erstes Stück der neuen Vierteljahresschrift, die die Goethe-Gesellschaft in Umstellung ihres Jahrbuchs herauszugeben begonnen hat, hat Professor Max Hecker einen stattlichen Band erscheinen lassen, dessen zeitgemäßes Thema Schillers Tod und Bestattung bildet.[1] Es sollen darin sämtliche Dokumente ohne jede tendenziöse Absicht vorgelegt werden. Wie der Vorstand der Goethe-Gesellschaft, Professor Julius Petersen (Berlin), auf der jüngsten Tagung in Weimar ausführte, soll damit der Legendenbildung entgegengetreten werden, die ihren Niederschlag in der viel berufenen Broschüre der Frau Mathilde Ludendorff: „Der ungesühnte Frevel an Luther, Lessing, Mozart, Schiller" gefunden hat. Es handelt sich um die Legende, wonach Schiller das Opfer eines Todesurteils der Loge geworden sein soll, das sein Famulus Heinrich Voß vollstreckte, indem er ihm Gift beibrachte, an dem aber auch „Bruder Goethe" insofern beteiligt gewesen sei, als er von dem Vorgehen gewußt und es nicht verhindert habe. Immer neue Auflagen der verhängnisvollen Broschüre haben dieser Legende weiteste Verbreitung, vor Allem in den Kreisen der Jugend, verschafft. Die Goethe-Gesellschaft, so meint Petersen, habe dazu zunächst geschwiegen, weil sie es unter ihrer Würde hielt, darauf einzugehen, auch weil sie des Glaubens war, daß eine Schrift, die ernsthafte Behauptungen solcher Art aufzustellen wagte, von dem deutschen Volke als Schmach und Schande empfunden werden würde, oder, wie Professor Hecker es ausdrückt: man habe um des erlauchten Namens willen (der übrigens in dem ganzen Buch nicht genannt wird) den Irrgängen der Verfasserin mit schweigender Trauer zugeschaut, aber längere Duldsamkeit wäre unsagbarer Frevel am Heiligtum der deutschen Seele gewesen:

Immer weiter frißt das unheilvolle Gift, immer tiefer werden Geist und Herz des Volkes aufgestört und verwirrt; selbst die Gutgesinnten beginnen zu zweifeln. Nicht länger darf der Wahnsinn unwidersprochen und unangefochten auf den Gassen seine gellende Stimme erheben.

Hecker versichert der Wahrheit gemäß, daß

kein Zeugnis, von dessen Dasein wir wußten, zurückgehalten worden, nichts verheimlicht worden, selbst das Unbedeutende ans Licht gezogen worden ist... In unserer Sammlung stellen sich viele Ereignisse ganz anders dar, als man sie bisher zu sehen gewohnt war, verschüttete Zusammenhänge werden wieder deutlich, aber nirgends zeigt sich auch nur die leiseste Spur, daß die grausige Behauptung unserer Gegnerin zu Recht besteht.

Seinem Vorhaben entsprechend bringt Hecker zunächst in 147 Nummern die Zeugnisse, um daran ein 75 Seiten umfassendes „Nachwort" anzuschließen, das auf Grund dieser Zeugnisse ein möglichst anschauliches Bild der wirklichen Vorgänge zu geben versucht.

Ehe ich auf den Inhalt des Buches eingehe und damit die Frage nach der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit seines Erfolges verbinde, sei es mir gestattet, an eine persönliche Erfahrung anzuknüpfen, die mit unserem Gegenstand in engster Beziehung steht. Vielleicht erinnert sich der eine oder andere Leser unseres Blattes des Aufsatzes (1932 Nr. 11, 1. Juni) über „Melanchthon den Rosenkreuzer", in dem ich Stellung nahm gegen die irreführenden und böswilligen Behauptungen, mit denen Frau Ludendorff in der genannten Broschüre den Reformator als „hochgradigen Bruder des Johannesordens der Freimaurer und gleichzeitig auch Rosenkreuzer" verunglimpft. Ich glaubte damals den strengen Beweis geführt zu haben, daß alle diese Behauptungen, insbesondere aber die Schlüsse, die Frau Ludendorff aus der angeblich rosenkreuzerischen, gefälschten „Kölner Urkunde" von 1535 zog, unter der sich mit anderen auch die Unterschrift Melanchthons befindet, ins Reich der Phantasie gehören. Es ist mir nicht bekannt geworden, daß sich in meiner Beweisführung irgendeine Lücke hätte entdecken lassen. Wenn ich aber gehofft hatte, daß sich Frau Ludendorff würde überzeugen lassen, so wurde ich schwer enttäuscht. Und diese Enttäuschung führt mich zu unserem Thema.

Ich hatte meinen Aufsatz der Frau Ludendorff mit einem Begleitschreiben zugeschickt, in dem ich auf eine andere verleumderische Behauptung in ihrer Broschüre einging, von der ich aber in der Öffentlichkeit glaubte schweigen zu müssen, weil man mich der Parteilichkeit hätte beschuldigen können. Wie oben erwähnt, schiebt Frau Ludendorff die Schuld an Schillers Tod seinem

[1] Schillers Tod und Bestattung. Nach den Zeugnissen der Zeit im Auftrag der Goethe-Gesellschaft dargestellt von Max Hecker. Mit 6 Abbildungen [darunter: Schiller im Tode. Zeichnung von Ferdinand Jagemann] auf Tafeln. Leipzig, Insel-Verlag, 1935. 367 S. Geb. 5.– M.

famulus Voß zu, den sie geradezu als den „Mörder" es Dichters bezeichnet. Nun bin ich ein Großneffe dies Voß, und es lag daher nahe, daß ich Frau Luden- orff zum mindesten privatim auf die psychologischen Unmöglichkeiten hinwies, von denen ihre „Hypothese" rdrückt werden mußte. Ich machte sie auf die innigen Beziehungen, die Schillers Witwe Charlotte noch jah- elang mit Voß verbanden, aufmerksam. Ich erzählte hr von dem Bilde Schiller (es hängt noch heute als eures Andenken in meinem Arbeitszimmer), das Voß wei Jahre nach dem Tode des Dichters von Char- otte erhielt und in dessen Rahmen eine Locke Schillers ingelassen ist. Ich hielt ihr vor, wie es doch undenk- ar sei, daß Voß, der Schiller so hoch verehrte, sich bis u seinem Tode (gest. 1822 als Professor der klassi- hen Philologie in Heidelberg) mit dem Gedanken an as furchtbare Verbrechen hätte tragen müssen, ohne aß davon irgend etwas nach außen gedrungen wäre, der er sich wenigstens auf dem Totenbett von der Last, ie sein Gewissen drücken mußte, befreite. Nichts ver- ng bei ihr. In ihrem Antwortschreiben (dessen sie mich nmerhin würdigte) verwies sie mich auf die Abschnitte i ihren philosophischen und medizinischen Werken, aus enen ich mir Rats holen könnte. Dann schrieb sie:

Ein Logenbruder, der unter die entsprechenden Wertungen von ut und Böse gestellt ist, sieht in einem Todesurteil der Loge ne ernste und sittliche Handlung, keineswegs ein Verbrechen und at bei der Vollstreckung solchen Urteils ebensowenig ein „schlech- s Gewissen" wie Torquemada dies bei den Ketzerverbrennungen atte... Die Logen lassen es an Suggestivbehandlungen der rüder, die sie einweihen wollen, nicht fehlen, und die Morddro- ungen gegen diese Ärmsten selber ergänzen noch die suggerierten ewissensdrohungen sinnvoll. Welches Logenverbrechen es war, erade einen gemütswarmen (!) Menschen wie Heinrich Voß in n Logenverbrechen mit zu verstricken und in welche ungeheuerliche age er dadurch gebracht war, wie sehr unter allen Brüdern, esonders auch bei Goethe, die furchtbare Moral, solche Logen- rteile seien keine Verbrechen, herrschte, dafür gibt es der Beweise enug, und wäre Heinrich Voß mein Großohm, so würde mich in Schicksal tief erschüttern, aber in meinem Buche, das unser olk von der „Moral" der Geheimorden befreien soll, müßte ich örtlich ebenso über Voß schreiben.

Auf meine dringende Bitte, mir doch wenigstens einen er von ihr als „genug" vorhanden vorausgesetzten Be- eise zu nennen, blieb ich ohne Antwort, wie ich denn uch bis zur Stunde nicht erfahren habe, ob meine Beweisführung bezüglich Melanchthons auf Frau Lu- endorff irgendwelchen Eindruck gemacht hat.[1]

Die Erinnerung an diese persönliche Erfahrung hat i mir den Zweifel wachgerufen, ob es dem Buche von ecker nicht ähnlich gehen werde wie meinen Versuchen, rau Ludendorff zu überzeugen. Der Zweifel gründet ch aber auch darauf, daß das Buch viel zu umfänglich t, um von denen gelesen zu werden, an die es sich doch i erster Linie wenden müßte, nämlich den ungezählten Lesern der Ludendorffschen Broschüre. Petersen hat ihm bei der Tagung ein empfehlendes Wort mit auf den Weg gegeben, und die Tageszeitungen haben länger oder kürzer Notiz von ihm genommen. Damit wird es aber auch aller Wahrscheinlichkeit nach sein Bewenden haben. Es ist sehr vornehm, wenn Petersen sagte, daß sich die Goethe-Gesellschaft nicht in ein Schimpfduell einlassen wolle, und daß ihr auch nicht daran liege, das letzte Wort zu haben. Das letzte Wort werde die Wahrheit sein, die sich unter allen Umständen durchsetzen müsse. Hoffen wir, daß er Recht behält. Die „Gutgesinnten, die zu unserem Buch greifen" (möchten es recht viele sein!), „werden sicher dazu beitragen, daß der Wahrheit Ehre geschieht."

Und nun zu dem Buche selbst, das man, sehe ich von dem angedeuteten Zweifel ab, nur rühmen kann. Das gilt insbesondere von dem letzten Teil, den Hecker gar zu bescheiden als „Nachwort" bezeichnet, während er aus den Zeugnissen sozusagen die Quintessenz zieht. Die Zeugnisse, um über sie ein Wort einzuflechten, bringen zunächst die „verbürgten Berichte Nächststehender" (zusammenfassende Darstellungen, Einzelzeugnisse, Briefe), behandeln dann die „Durchsuchung des Kassengewölbes im März 1826", die „Niederlegung des gefundenen Schädels auf der großherzoglichen Bibliothek 17. Sept. 1826", die „Aufsuchung der übrigen Gebeine und ihre Niederlegung auf der Großherzoglichen Bibliothek am 27. Sept. 1826", „Goethes Plan eines gemeinsamen ‚Grabmals für Schiller und sich selbst", „Die Überführung in die Fürstengruft 16. Dezember 1827"; schließlich läßt uns Hecker einen Blick tun in den „Spiegel der Öffentlichkeit 1805 bis 1862". Das „Nachwort" gliedert sich nach einer kurzen „Vorbemerkung" in die Abschnitte: Tod – Beisetzung in dem Kassengewölbe – Die „Mörder" – Das Schicksal der Gebeine. Der Abschnitt über den Tod gibt einen Überblick über die tragische Krankheitsgeschichte des edlen Dulders, der sich von der heftigen Lungenentzündung im Jahre 1791 nie wieder ganz erholt hat, wie denn eine akute Lungenentzündung es gewesen ist, die ihm am 9. Mai 1805 den Tod brachte. Die Krankheit, an der er gestorben ist, war nach sachverständigem Urteil Lungentuberkulose in Verbindung mit sekundärer Darmtuberkulose. Hierzu wird künftig der Vortrag zu vergleichen sein, den Professor Veil, Professor für innere Medizin in Jena, vor kurzem in Weimar gehalten hat. Veil bestätigt auf Grund des gesamten klinischen Materials die eben angegebene Diagnose. Die ungeheuerliche Behauptung einer Vergiftung wird auch nicht durch das leiseste Anzeichen gestützt. Wie leichtfertig aber Frau Ludendorff die Dinge behandelt, läßt sich aus einer an sich unwichtigen Einzelheit ersehen. Sie nennt es „eine ungeheuerliche Tatsache", daß Schiller in seiner letzten Krankheit nicht von seinem Hausarzt Stark behandelt wurde, sondern von dem Hofrat und Leibmedicus Huschke, den sie ohne weiteres als „Bruder Huschke" bezeichnet, während sich sein Name in der Mitgliederliste der Weimarer Loge überhaupt nicht findet. Daß nicht Stark Schiller behandelt hat, erklärt sich einfach daraus, daß er als Leibarzt des Großherzogs seit dem 30. April mit diesem auf Reisen, also in Weimar überhaupt nicht anwesend war!

Der Abschnitt über die Beisetzung zerreißt das Gewebe, das Mißverstand und Übelwollen um die freilich

[1] Ich benutze die Gelegenheit, auf die sachkundige Schrift von Pfarrer Roth in Ahlhorn i. O., Tannenbergbund und evangelische Kirche, 4. Aufl. Berlin, Evangelischer Bund (Volksschriften Heft 36), 1932, 82 S., aufmerksam zu machen. Hier wird auch die Melanchthon-Legende unter Hinweis auf meine Darlegungen ausführlich behandelt. Seinerseits weist mich Roth darauf hin, daß Frau Ludendorff sich bereits in Ludendorffs Halbmonatsschrift: Am heiligen Quell deutscher Kraft (6, 1935, 733 ff.) mit Heckers Buch beschäftigt hat. Aber anstatt auf seine Nachweise einzugehen, erklärt sie kurzweg Heckers Dokumentensammlung für einen glänzenden Beweis der Gründlichkeit" ihrer eigenen Forschung und bleibt im übrigen bei ihren Behauptungen. Man sieht hieran wieder, wie jeder Versuch einer Auseinandersetzung mit ihr fruchtlos bleiben muß.

nicht alltäglichen Vorgänge bei Schillers Bestattung gewoben haben. „Ein Verbrecherbegräbnis", ruft die empörte Legende, „unter der Hülle schweigender Nacht! Ein ruchlos Gemordeter wird hier gleich einem Verbrecher in hastiger Heimlichkeit zur Grube gebracht!" Demgegenüber wird an Hand eines reichen Tatsachenmaterials festgestellt, daß die „Abendleichen" damals eine durchaus übliche Erscheinung in Weimar waren. Ja, „die nächtliche Beisetzung, weit entfernt davon ein Zeichen der Schmach zu sein, ist das beneidete Vorrecht des Adels und der höchsten Beamten gewesen". Von „hastiger Heimlichkeit" kann nicht die Rede sein. Auch mit der angeblichen Würdelosigkeit des Sarges ist es nichts, wie zahlreiche Rechnungen aus der Zeit dartun. Auch darin, daß Schneider die Leiche trugen, lag keine Herabwürdigung.

Bis in unsere Zeit hinein haben die Hofgewerken in Weimar das Recht und die Pflicht gehabt, im Trauerzug neben ihrem Großherzog herzuschreiten... Was damals in den Freunden aufstand, das war der Groll in den jungen Herzen gegen das Niederziehende, gleichmachende allgemeine Menschenlos, gegen die Niedertracht der stumpfen Alltäglichkeit, die dem Ungewöhnlichen keinen ungewöhnlichen Ausgang gönnt... Von den Stadtgenossen, von den Kennern der obwaltenden Verhältnisse hat keiner an den scheinbaren Absonderlichkeiten Anstoß genommen, nicht die Familie, nicht der Kreis der Freunde. Nur vorgefaßte Meinung hat heute in ausschweifender Phantasie ein Schauergemälde der Bestattung zustande gebracht, das in Mißdeutung und Verzerrung der Wirklichkeit Hohn spricht.

Eine „verruchte Fabel" ist es endlich, daß Schiller an ehrlosem Ort „verscharrt" worden sei. Die Beisetzung des Sarges in dem sogenannten Kassengewölbe, das heißt dem von dem Landrentmeister Jenichen für sich und seine Familie im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts erbauten Erbbegräbnis, das 1742 in das Eigentum des weimarischen Landkassen-Direktoriums übergegangen war, war eine Vergünstigung, die nur durch ausdrückliche Bewilligung der Landschaftskasse zu erreichen war. Der Sarg, der Schillers Gebeine umschloß, wurde „neben höchst würdigen Schlafgenossen an einem Platze niedergesetzt, den Liebe und Trauer mit allen Kränzen frommen Gedenkens schmückte". Hecker hält es für sehr wohl möglich, daß es Schillers eigener Wille gewesen sei, im Kassengewölbe beigesetzt zu werden.

Den mit besonderer Wärme geschriebenen Abschnitt über die „Mörder" wird man nicht ohne innere Bewegung lesen. Daß Karl August die Vergiftung Schillers, von deren Absicht er als Logenbruder unterrichtet war, widerstandslos geduldet habe, ist eine Behauptung, für die auch nicht der Schatten eines Beweises beigebracht wird. Von Voßens Täterschaft gilt das gleiche. Er, der auf Befehl der „unsichtbaren Väter" gehandelt haben soll, ist sehr wahrscheinlich, meines Wissens sicher, niemals Freimaurer gewesen. „Denn in Halle", schreibt Hecker, „wo Voß Theologie und Altertumswissenschaft studiert hatte, gab es damals ebensowenig eine Loge wie in Jena, von wo aus er nach Weimar gekommen war, und der Vater, früher Mitglied des Ordens, hatte die Loge längst verlassen". Frau Ludendorff hat sich nicht die Mühe gegeben, irgendeinen Beleg für ihre Behauptung vom „Bruder Voß" beizubringen. In Voß eine „gewissenlose Verschwörer- und Verbrecherseele" sehen zu wollen, widerspricht allem, was wir von ihm wissen. Man braucht nur die von Hecker abgedruckten Briefe zu lesen, um sich davon mühelos zu überzeugen. „Ich habe Schiller, den Dichter und Schriftsteller geehrt und geliebt wie wenige", schreibt er an einen Jugendfreund, und: „Mir ist oft so, als wenn Schiller nur auf eine Zeitlang weg wäre, aber gefaßt bin ich jetzt sehr, auch wenn mir sein Verlust noch manchmal das Herz schwer macht und mit banger Sehnsucht erfüllt." Schließlich darf man doch auch nicht vergessen, daß Voß sein „Opfer" auf dem nächtlichen Gang zur Bestattung begleitet und mit seinen schwachen Schultern den Sarg hat tragen helfen. Vollends Goethes Freundschaftverhältnis zu Schiller sollte über dem gräßlichen Verdacht der Mitwisserschaft an dem geplanten Verbrechen erhaben sein. Gerade hier aber feiert Frau Ludendorffs Phantasie ihre üppigsten Orgien, wie man bei ihr und Hecker nachlesen kann. Hecker errichtet der Dichterfreundschaft noch einmal (wie oft ist es schon geschehen!) ein leuchtendes Denkmal. Wir stimmen ihm bei, wenn er diesen Abschnitt mit den Worten schließt: „Diese Freundschaft steht wie eine machtvolle Sonne am Himmel deutschen Geisteslebens und bricht sieghaft durch die qualmenden Nebel der Niederung. Schmach und Schande über jede Hand, die sich drohend gegen sie emporhebt!"

Bleibt „Das Schicksal der Gebeine". Das ist ein betrübendes Kapitel, zu dem sich mancherlei Fragen aufwerfen lassen. Da es aber zu dem Lügengewebe, das uns hier beschäftigt, nur in loser Beziehung steht, so unterlasse ich es, darauf einzugehen. Man findet in den oben bezeichneten Abschnitten der Heckerschen Zeugnissammlung das urkundliche Material in größter Vollständigkeit. Für die Sache verweist auch Hecker auf das Buch des Tübinger Anatomen August Froriep: „Der Schädel Schillers und des Dichters Begräbnisstätte" (Leipzig, Barth 1913). Ich begnüge mich damit, auf Goethes Plan eines gemeinsamen Grabmals für Schiller und sich selbst hinzuweisen. „Sich selbst und dem Freunde eine gemeinsame Ruhehalle zu errichten", schreibt Hecker, „war auf lange Zeit hinaus der Wunsch seiner letzten Lebensjahre. Und nichts ist geeigneter, die schändliche Fabel von seiner Mitschuld an Schillers Tod in ihrer Torheit zu zeigen, als dieser Wunsch. Wann hätte je ein Mörder gehofft, neben seinem Opfer zu liegen, Seite an Seite mit ihm vor den Augen der richtenden Nachwelt!" Mit diesen Worten Heckers möchte ich meine Anzeige des verdienstlichen Buches schließen.

Gießen Gustav Krüger

Gegen erzwungene Gleichheit

Die Mannigfaltigkeit des Lebens war immer da. Aber man wollte sie nicht anerkennen, weil man zwar die Einigkeit des Geistes erstrebte, aber doch immer wieder nur die Einheit der Form und der Norm begreifen, und — kontrollieren konnte. Hierher gehört auch das Wort Luthers an Zwingli: Ihr habt einen anderen Geist als wir!, während es doch wesentlich die Fülle der Lebensformen war, die sie trennte; es standen sich dort gegenüber der Sohn eines Bergmannes, der in die Tiefe steigt und im Dunkeln gräbt, und der Sohn der höchsten Alpenberge, von denen man weit hinausschaut ins sonnenbeschienene Land ... Auch heute noch herrscht oft im Menschen stillschweigend die Vorstellung: der normale Mensch denkt, empfindet und urteilt so wie ich, und wenn er anders denkt, dann ist mit ihm geistig oder moralisch doch vielleicht irgend etwas nicht in Ordnung. Eine sehr natürliche, aber doch eigentlich recht unchristliche Meinung, denn der Mensch macht sich damit selbst zum Maß der Dinge!

(Aus: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Von Wilhelm Schubring. Besprechung folgt.)

Englische Philosophie

Die innere Zusammengehörigkeit der beiden vorwiegend evangelischen Völker, der Engländer und der Deutschen, trat vor dem Kriege im literarischen Austausch immer deutlicher hervor. Deutsche theologische Arbeit wanderte über den Kanal, wurde drüben verarbeitet und in leichtere, verständlichere Form gebracht. Wir erinnern uns des scherzhaften Wunsches des alten Frankfurter Senators Steitz, die schweren Bücher seines Schwagers Albrecht Ritschl möchten von Willibald Beyschlag (der ja auch Frankfurter war) „ins Deutsche übersetzt werden". So wurde deutsche Theologie in England ins Faßliche übersetzt und kam gegenteilig in gefälligerem Kleide wieder nach Deutschland zurück. Aber wir denken auch an das starke Herüberwirken Thomas Carlyles, des durch Goethe, Fichte, Schiller, Jean Paul aus der Öde des Naturalismus befreiten schottischen Propheten, an Charles Kingsley und Frederick William Robertson (Fr. D. Maurice blieb leider im Schatten) und ihre christlich-soziale Botschaft, an Charles Dickens und „Jan Maclaren" (John Watson), Henry Drummond und so manche Andre, die weithin im evangelischen Deutschland gewirkt haben; — Carlyle und Robertson bei uns vielleicht noch tiefer als im eigenen Lande. Diese innere Verwandtschaft aus evangelischer Tiefe kam auch im neuen Jahrhundert hüben und drüben immer stärker zum Bewußtsein, — so stark, daß das Eintreten Englands in die Reihe unsrer Kriegsgegner bis in die elfte Stunde hinein wie eine völlige Unmöglichkeit erschien...

Wir übergehen die finstere Zeit der Kriegspsychose...

Jetzt mehren sich von Tag zu Tag die Zeichen, daß die beiden verwandten Völker im Begriff sind, allmählich einander wieder näher zu rücken. Aber die zähesten Hindernisse sind die von einer gewissen Presse sorglich gepflegten Vorurteile. Die weichen, wie das Unkraut, nur, wenn man tief genug gräbt.

Auch wir sind den Engländern gegenüber nicht frei von Vorurteilen. Wir lassen es uns z.B. gern gefallen, daß wir das Volk der Denker genannt werden. Auch von Engländern („you have the brains!"). Aber das hat bei Vielen den Wahn gezeugt, wir seien allein die Denker. Es gibt nicht wenige gebildete Deutsche, die z.B. von der englischen Philosophie meist in gönnerhaftem und herablassendem Tone reden und dabei vor allem an vorkantischen Dogmatismus, „krämerhaftes Nützlichkeitsprinzip", Lachen und seichten Kulturoptimismus und revolutionistischen Fortschrittsenthusiasmus und dergleichen denken. Kein Engländer wird bestreiten, daß es das alles bei ihnen gegeben hat und gibt. Aber haben wir das nicht? Haben wir nicht auch unsre Büchner-Moleschott-Häckel-Welle gehabt nebst anderem weitverbreiteten oberflächlichem Geplätscher? Und war nicht „der große Philosoph" Nietzsche sogar, wie jeder Student der Philosophie weiß, bei den Sophisten steckengeblieben und nicht bis zu Sokrates gelangt?[1] Also sogar Vorsokratiker hier — Vorkantianer dort! Auch bei uns leben mindestens neunzig vom Hundert in vorkantischen Gedankengängen...

Wie regsam und kräftig das englische philosophische Denken vor allem seit Hume bis zur Gegenwart gewesen und heute noch ist, das sollte zumal unsern Gebildeten, grade in einer Zeit erschlossen werden, die zu neuer Besinnung auf unsre Stammesverwandtschaft in den großen inneren Anliegen unaufhaltsam drängt. Es ist merkwürdig: in äußeren Dingen wird bei uns alles Englische oft weit überschätzt, die philosophische Leistung unsrer Vettern dagegen beträchtlich unterschätzt. Das muß anders werden. Zu den neu angesponnenen Fäden zwischen den beiden großen protestantischen Völkern muß auch das sym-philosopheîn kommen, die Gemeinschaft im Philosophieren.

■

Wem das deutlich geworden ist, dem darf man heute zu umfassender Orientierung ein ausgezeichnetes Werk empfehlen: Das Buch des Heidelberger Professors Dr. Rudolf Metz, „Die philosophischen Strömungen der Gegenwart in Großbritannien." (Zwei Bände. Leipzig, Felix Meiner, 1935. 457 u. 365 S., zusammen 36.—, gebd. 40.— M.)

Mit erstaunlichem Fleiße ist hier in jahrelanger Arbeit das ungeheure, z.T. sehr schwierige und unübersichtliche Material zusammengetragen und nicht nur hingestellt, sondern von einem klaren kritischen Standpunkte aus durchleuchtet. Dazu ist das Ganze so durchsichtig, anregend und allgemein verständlich geschrieben, daß das Lesen dieser gelehrten Arbeit eine wahre Freude ist. Die bittre Klage der Engländer über „die unleserlichen Bücher der deutschen Gelehrten" wird jedenfalls diesem Buche gegenüber nicht laut werden dürfen. Dies Werk kann von jedem Gebildeten gelesen werden, der einigermaßen weiß, worum es in der Philosophie geht, und es wird mit großem Gewinn von solchen gelesen werden, die ernstlich auf die englische Gedankenarbeit eingehen wollen.

■

Eine eingehende Besprechung des Buches gehört in die philosophischen Fachblätter. Was unsern Leserkreis im besonderen angeht, ist alles, was die wissenschaftlich erkennbare Wirklichkeit tranzendiert und auf den letzten tragenden Grund hinweist. „Das Entscheidende und Bezeichnende des Menschen ist, wo seine Verzweiflungen liegen" (Simmel). Das ist die Sinnfrage. Der Sinn der Welt kann uns nur an etwas aufgehen, das nicht Welt ist. Das gilt auch für den Sinn des philosophischen Bemühens. All die Denker, die Metz mit der Gerechtigkeit des Historikers an uns vorüberziehen läßt, stehen mit ihrer bohrenden Arbeit unter dem Verhängnis, immer nur bis zum Vorletzten zu kommen, und die Einsichtigen sehen, „daß die Summe unsrer Existenz, durch unsre Vernunft dividiert, niemals rein aufgeht, sondern immer ein wunderlicher Bruch übrigbleibt" (Goethe). Grade in diesem unauflöslichen Rest liegen aber die wichtigsten Entscheidungen. Und von daher drängt sich das Geheimnis der letzten Bindung (re-ligio) auf.

Es ist begreiflich, daß uns in unserm Kreise die religionsphilosophischen Bemühungen und Ergebnisse in der englischen Sphäre besonders nahe angehen. Metz behandelt sie mit echtem Verstehen und bei aller Sachlichkeit mit spürbarer lebendiger Anteilnahme, auch wenn er katholische Denker (Kardinal Newman, Friedrich von Hügel, Tyrell) darzustellen hat.

Da in diesem Zusammenhange immer wieder der Begriff „Christentum" vorkommt, wäre es angesichts der heutigen Verworrenheit, d.h. angesichts der mancherlei Christentümer in der „Christenheit", dringend zu wünschen, daß jeder Autor, dem an Klarheit der Begriffe liegt, seinen Lesern deutlich sagt, was er selber meint, wenn er „Christentum" sagt. Das ist kein Vorwurf, sondern ein Wunsch.

In dem 4. Kapitel des 1. Hauptteils im 1. Bande möchte ich besonders die Würdigung James Martineaus unterstreichen, dessen Namen ich früher nur von Troeltsch habe nennen hören, während er sonst in Deutschland fast ganz unbeachtet geblieben ist. Er war von Trendelenburg beeinflußt. Es wäre erfreulich, wenn dieser vornehme Denker bei uns noch die ihm gebührende Beachtung fände. Das gilt auch von dem schon genannten Frederick Denison Maurice, von Benjamin Jowett und den Brüdern Edward und John Caird. Während der Staatsmann Arthur James Balfour mit seiner eindringlichen Bekämpfung des Naturalismus (The foundations of belief) bei uns einigermaßen beachtet wurde, ist der sehr bedeutsame Dean William Ralph Inge für die deutschen Leser, wie es scheint, ganz im Verborgenen geblieben. Daß er stark vom Neuplatonismus (Plotin) beeinflußt ist, hat er mit Augustin (den Metz in diesem Zusammenhange nicht erwähnt) und vor allem auch mit dem heute so stark in den Vordergrund gestellten Meister Eckhart gemein.

■

Es wäre undenkbar, wollte man angesichts einer so entsagungsvollen, außerordentlich verdienstlichen — auch durch die ganze heutige Lage bedeutsamen — Arbeit im einzelnen Wünsche geltend machen. Möchte dies Buch recht fleißig gelesen und gründlich beachtet werden. Der Deutsche wird immer mit stolzer Freude merken, wie stark die deutsche Denkarbeit, namentlich Kants, Hegels und Lotzes die langjährige insulare Abgeschlossenheit unsrer angelsächsischen Verwandten durchbrochen und den Boden aufgelockert hat für ein fruchtbares Zusammendenken und Zusammenarbeiten.

Karlsruhe Paul Jaeger

[1] Damit ist nichts gegen seine religiöse Bedeutung gesagt. Nietzsche hat uns den Ekel vor allem Schwächlichen in der Frömmigkeit gelehrt und den Blick auf das Dynamische gelenkt. Dafür müssen ihm ernste Christen immer dankbar sein.

Blick in die Welt

Weltanschauung und Religion

Eine evangelische Schule großer Geister. Am 7. und 8. Juni feierte das berühmte „Tübinger Stift" sein 400jähriges Jubiläum. Es ist die Bildungsstätte so manches Großen, den man heute kaum aus diesem betont christlichen Kreis herausgewachsen glauben möchte. Es ist mehr als eine „schwäbische Theologenschule" schreibt Albrecht Goes in der „Frankfurter Zeitung" (vom 7. Juni 1936), und nennt aus der Ahnenreihe der „Stiftsköpfe" Frischlin und Kepler, Hölderlin und Waiblinger, David Friedrich Strauß und Friedrich Theodor Vischer, Karl Christian Planck und Christoph Schrempf. „Armer frommer Leut Kinder, ains vleißigen christenlichen gotzfürchtigen Wesens und anfangs und zu Studieren geschickt" heißt es in einer herzoglichen Verfügung aus dem Jahre 1536. „Arm: daß in dieser Schule allein auf die Tüchtigkeit und weder auf Rock noch Herkunft noch Geldbeutel gesehen wurde... Frommsein: wir wissen es, es ist immer so sehr einsam, wie es gemeinsam ist, aber es ist auch etwas von der Gemeinsamkeit Geformtes, Erfülltes, Vertieftes, Bewachtes, das hier seit Väter- und Urväterzeiten, seit dreizehn Generationen gepflegt wird..."

Wie leidenschaftlich in diesem evangelischen Bildungszentrum um Wahrheit und Klarheit gerungen wurde, und wie innig der Geist dieser Schule den Aufgaben der Welt zugewandt blieb, schildert der junge Dichter Goes, selbst ein „Stiftler", mit den Worten: „Wenn eine Inschrift über dem Stift vom Jahr 1619 ‚Aedes deo et musis sacrae' es deutsch und deutlich wahrhaben wollte, daß hier ‚Gott und den Musen' gedient wurde, so liegt in diesem ‚und' eben nicht nur ein Gefahrenherd, sondern auch ein starker Reichtum. Die Geschichte des Stiftes erweist, daß dieses ‚Gott und den Musen' nicht im Sinn von Gleichwertung und Zweigleisigkeit verstanden werden wollte, daß das Zentrum dieses Hauses eindeutig das Zentrum blieb, daß aber die Peripherie sich ungescheut erst im Weiten und Weitesten zog; die sieben freien Künste, die nach alter Universitätsordnung einen Studiosus zum Magister machten, haben Mitbestimmungsrecht am Stift gehabt und behalten. Und noch immer ist ein Nietzschebild in einer Stiftlerstube wohl zu Hause, und ein leidenschaftlicher Goetheleser wird sich weder fremd noch auch nur vereinsamt fühlen... Schwerer aber noch wiegt — und der Blick auf die große Gefallenentafel der Hundertundfünf in der Mitte des Kreuzgangs wird immer wieder den Ernst dieser Frage groß machen — die Frage nach der Zukunft. Und es wird geschehen, daß ‚das Wort Leben gewinnt' — wie das einmal formuliert wurde —, ‚das von je über allem Menschentum stand, wo es groß wurde, sei es in Leiden, Taten oder im Werk, das Wort heißt: Zucht.' Und wir werden dann gerade darin Stiftler der Gegenwart sein, daß wir wissen, wie sehr solche Bereitschaft zur Zucht sich nicht jenem heiligen Hauptwort von der Festigung des Herzens entfremdet, von der gesagt ist, daß sie ‚geschehe durch Gnade'."

Neue evangelische Gemeinschaftsformen? Es gibt Gemeinschaftsformen, gegen die man von Anfang an eine Antipathie hat. Meist ist es nicht einmal die Form, die man ablehnt, als vielmehr der Geist, der in ihnen gepflegt wird. Aber auch dies trifft hier nicht zu, wenn mir die „Evangelische Michaelsbruderschaft" so gar nicht gefallen will. Es ist einfach der Name, der mich stört. Ich halte es zum mindesten für ein Ungeschick, daß man keine evangelischere Bezeichnung für diese neue Gemeinschaftsform gefunden hat, über die Superintendent Faißt im „Deutschen Pfarrerblatt" (vom 9. Juni) referiert. Es handele sich um einen Zusammenschluß evangelischer Pfarrer und Laien in „gottesdienstlicher Verbundenheit", deren bruderschaftliches Leben die Formung des menschlichen Lebens aus der Kraft des Heiligen Geistes anstrebe. Dies geschieht durch gemeinsamen Gottesdienst, die Feier des Herrenmahls, und zwar nach einer besonders streng zu befolgenden Tageseinteilung, indem der Morgen, Mittag und Abend durch kultische Feiern ausgerichtet werde. Durch die Bindung der Bruderschaftsglieder an eine solche Ordnung der Tageszeiten, an gemeinsame Bibellesung nach festgelegtem Plan, verbunden mit vorgeschriebenem Gebet für alle Tage der Woche, sollen die Gemeinschaftskräfte und gegenseitige Verantwortung gesteigert werden. Diese Ordnung der Stunden und Tage mit z. T. inhaltlichen Vorschriften will nicht so ganz zu evangelischem Geiste passen. Der Geist weht bekanntlich, wo er will, nicht wohin er befohlen wird. Und wenn man gar liest, diese „Michaelsbruderschaft" sei fest verwurzelt in der evangelischen Kirche und „nicht ohne sie zu denken", dann will es mich bedrücken, warum man aus diesem Bewußtsein keinen anderen Namen für diese neue Gemeinschaft gefunden hat.

Wiedervereinigung im Glauben? — eine katholische Darstellung. In einem großangelegten Aufsatz von Universitätsprofessor Andreas Posch (Graz) in der „Schöneren Zukunft" (vom 7. Juni Seite 939 ff.) über den „... Segen einer Wiedervereinigung..." liest man merkwürdige Sätze. Es entsteht stellenweise der Eindruck, als sei der Protestantismus schuld an der bisherigen Befangenheit der katholischen Kirche gegenüber den Fortschritten des Denkens usw. „Den größten Gewinn aus der Vereinigung hätten naturgemäß die bisher getrennten Brüder" (sic!), „die statt des Teiles das Ganze, statt des Stückwerks die volle Wahrheit fänden... Nicht nur könnten dadurch jene" (katholischen) „Hände, die bislang das Schwert führten, nunmehr die Kelle zur Hand nehmen und an der äußeren Verbreitung, dem inneren Ausbau und der vollkommeneren Ausprägung des Gottesreiches arbeiten, der Katholizismus würde dadurch an Aufgeschlossenheit gegenüber neuer geistiger Entwicklung, an Unbefangenheit gegenüber den Fortschritten des Denkens gewinnen, weil keine Gefahr mehr bestände beabsichtigter und böswilliger Ausnützung scheinbarer oder gesuchter Widersprüche gegen kirchliche Lehre, Offenbarung und Religiosität, oder weil diese Gefahr mindestens bedeutend verringert wäre." — Diese Gefahr wäre also beseitigt, wenn es keine „evangelische Kirche" mehr gäbe. Ob die getrennten „Brüder" diesen „Gewinn" der katholischen Kirche für so heilsam ansehen können, muß bezweifelt werden. Aber Posch sieht noch viel größere Gewinnchancen (in seiner Sprache „Segen") in einer Wiedervereinigung, so etwa den Zuwuchs an großen Namen, an Genies: „Die Einigung der Konfessionen würde mit der Zahl der Gläubigen auch die Zahl der großen Geister in der Kirche vergrößern." — Hier könnte man eine boshafte Frage stellen: würde die katholische Kirche auch Luther als „großen Geist" in ihrem Rahmen anerkennen und wie sollte der wohl „erst im katholischen Bekenntnis zur vollen Geschlossenheit und Harmonie seiner Persönlichkeit, zu letzter, restloser Größe" emporsteigen können, wie es in diesem Aufsatz über den Zuwuchs von protestantischen „Genies" heißt, die wohl nur „vorletzte" Größe erreichen? Eine solche Frage wäre bei dieser Darstellung von Gewinnaussichten immerhin vorzuentscheiden, sonst würde man uns ja unseren „größten Geist" am Ende doch ausschließen!

*

Forschungen und Fortschritte

Sterbende Krankheiten. Man stirbt wohl an Krankheiten, aber wie können Krankheiten sterben? In einem recht interessanten kurzen Referat behandelt Dr. Hansen (Leipzig) in „Unsere Welt" (Juniheft 1936 S. 179 ff.) „Den Sieg über die Angst", nämlich die Angst vor Krankheiten und vorm Schmerz. „Kinderkriegen" meint er, sei heute eine leichte Sache, ungefährlich, schmerzlos. Noch vor hundert Jahren starben über 20% der deutschen Mütter an Kindbettfieber, heute nur (!) noch 0,15%. Auch um unsere Säuglinge brauchten wir nicht besorgt zu sein, denn ihre Sterblichkeit habe um 50% abgenommen. Um gleich hier etwas zu sagen: was werden die Mütter denken, die diesen „Fortschritt" hier lesen? Ich erinnere mich an ein ähnliches Gespräch mit einer kinderreichen Frau, die mir erwiderte: „und wer garantiert irgendeiner Frau, daß nicht gerade sie zu diesen 0,15% gehört die auf der Wahlstatt bleiben?" — Der Verfasser referiert weiter über die neuesten Heilungserfolge bei so schweren Krankheiten wie Malaria, Syphilis, Schlafkrankheit, Rachitis, Wundstarrkrampf, progressive Paralyse usw. Ob dieser Optimismus wirklich schon berechtigt ist? Ist es nicht so, daß der erfolgreichen Zurückdrängung einer schweren Krankheit das Vordringen einer anderen parallel läuft, ähnlich wie es die Zahlen über die Lungentuberkulose verglichen mit den Krebskranken in den letzten Jahrzehnten zeigten? Aber eine anmutige Neuerung in dieser Reihe der Heilerfolge soll noch mitgeteilt werden: es gibt bereits ein Mittel gegen die Examensangst! Nun haben die Prüfungen ihren Reiz verloren, denn Herr Dr. Hans von Beek hat das simple Medikament Abasin geschluckt und das Unsicherheitsgefühl wich angeblich einer ausgesprochenen „Examenssicherheit"! Kurios, aber so steht es da.

*

Wissenschaft und Bildung

Was ist grundständige Bildung? Nicht selten ist in den letzten Jahren ein gewisser Bildungsbegriff stark angefeindet worden. Ernst Lüddeckens weist nun in einem Aufsatz des „Völkischen Beobachters" (vom 10. Juni 1936) die positiven Ansatzpunkte eines echten Bildungsbegriffes auf. Wolle man über Bildung urteilen, so müsse man den Menschen in seinem Beruf aufsuchen und den Begriff Bildung in seiner Eigenständigkeit begreifen.

iddeckens schreibt u. a.: „Ein Bauer, der sich nach den für n gültigen bäuerlichen, äußeren und inneren Notendigkeiten formt, hat grundständige Bildung. Er strebt, rz gesagt, danach, ein vollkommener Bauer zu werden. Er weiß n Sippe und Dorfgemeinschaft. Er verbindet sich als Bauer m Volke. Er erkennt mit Stolz die ihm eigene Stellung, deren ürde er bewußt herausstellt. Er sieht sich im deutschen Zusamenhang. Dieser Bauer ist gebildet — er hat Stil. Verbildet ist r, welcher sich etwa städtisches, ihm nicht gemäßes Wesen angnen will. Gebildet waren die isländischen Bauern; sie konnten gar in ihren Bauerngeschichten eine Literatur schaffen, die heute if uns noch wirken wird. Sie geben sich in bäuerlich-heldischer Birklichkeit nach ihrem eigenen Wesen. Was für den Bauern gilt, lt auch für den Arbeiter und Handwerker. Ein rechter bewußter rbeiter, der nach seinen Gesetzen lebt, ist in seiner Art gebildet, enso der meisterliche Handwerker. Nicht ‚gebildet' ist ein wurlloser Asphaltliterat, der es vermag, sich heute so und morgen nders zu äußern und zu sein, wenn er auch einiges ‚Wissen' mehr at." Neben dieser ständischen Bildung muß nach Lüddeckens noch ne Art deutsche Hochbildung anerkannt werden. Ihre Träger erkörpern in sich leiblich und geistig deutsche Art. Als solche eutschgeprägte Typen geistiger Art nennt Lüddeckens den „Proessor" Ernst Moritz Arndt, der aus dem Bauerntum aufgestieen, ihm aber verbunden geblieben sei, oder Martin Luther, der as deutsche Volk geformt habe und immer ein „Mann des Volles" geblieben sei.

*

on Vielem etwas

Zeitungsausschnitte. Unter der Überschrift „Wir sind arisch" erichtet das „Schwarze Korps" (vom 4. Juni 1936):

Der Musikpoet und Poetmusikus Mühlenau hat in drei rachtvollen, im Refrain zu atemberaubenden Geisteshöhen führenden Strophen ein „Arisches Lied" aus dem Künstlerrmel geschüttelt...

In Ost und Westen, alldort, wo Menschen sind, finden wir Deutsche arischer Eltern Kind / in Nord und Süden, alldort, wo deutsches Land, hören wir Lieder, die uns wohlbekannt..."

Wenn Sie das haben, dann wollen wir uns zum Refrain beeben

„Ja, wir sind arisch, und das ist gut / wir sind germanisch und voller Mut / Männer und Frauen, heiligt dies Gut / in deutschen Gauen lebt arisches Blut!"

In der zweiten Strophe wird etwas heimatliche Geographie nd treuer deutscher Sinn mit dem Violinschlüssel bearbeitet, wähend der dritte Vers von den Männern des Geistes grölt, die ns zum Heil des Volkes aus der Not führen sollen.

Vor einem arischen Publikum mit arischen Trompeten gehmettert, wird dieses rassenstolze Lied eugenische Begeisterungsürme hervorrufen.

„Ja, wir sind arisch, und das ist gut, wir sind germanisch und oller Mut..." Wozu wir uns noch als Ergänzung den Vorhlag erlauben: „Und haun dem ‚Dichter' eins auf den Hut!"

Unter der Rubrik „Unsere Meinung" berichtet „Die Neue iteratur" (Juniheft S. 365) über eine Sprachverhunzung es (angeblichen) Berliner Theologen Martin Schüler, dessen Deutsch sich fast wie eine Fremdsprache liest (wobei ir offenlassen, ob man nicht aus dem Inhalt der Sätze auf eine alsche Zunft des Verfassers geschlossen hat; ich würde diesen Sprachkünstler eher der Philosophie als Hauptfach verdächtig alten!). Als abschreckendes Beispiel bringen wir die ausgezogeen Sätze vollständig: „Die empirische Motion wie ihre Untertützung durch die Gnade sind Effekte der Prädestination... Das Böse als substantivisches Abstraktum, d. h. als Sosein abgezogener ubstantivischer Begriff ist keine Entität, sondern reine Privation ines geschuldeten Guten und beruht nur in einer Entität, respekive einem Gute als seinem Subjekte. In der Konsequenz der Kontingenz der empirischen Objekte ist auch die intellektuelle Haitualität Gottes kontingent; in der Konsequenz der Position emirischen Geschehens respektive in der Konsequenz der hierdurch rfolgenden göttlichen Erkenntnis des Soseins der futurischen Obekte sind diese notwendig futurisch." — August Wilhelm Schlegel emerkte einmal in boshafter Sorge, am Ende beschränke sich vieleicht das ganze Genie seines Bruders Friedrich auf mystische Terminologie. Heute wie damals wird rücksichtsloser Gebrauch iner unverständlichen, modern oder gelehrt klingenden Schulprache zum groben Unfug. —oh—

Mission von oben

Die Christusbotschaft und die Religionen. Von Johannes Witte, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 279 S., 8.– u. 9.80 M.

Das Buch ist ein erstaunliches Zeichen für die Entwicklung, mit der unser früherer Gesinnungsgenosse, der ehemalige Direktor der Ostasienmission, über die dialektische Theologie hin zur Orthodoxie weiterschreitet. Am Schluß seines Buches kritisiert er von seinem neugewonnenen Standpunkt die Anderen, und zwar nur solche, welche den in seinem Buch „gegebenen Urteilen ziemlich nahe stehen". Da erhält Reinhold Seeberg die Belehrung, daß sein Satz: „Alle Religionen sind nur insofern Religion, als ihr Kern mit dem Christentum übereinstimmt", vollkommen falsch sei: „Es gibt keine einzige Religion in der Menschheit, deren Kern mit der Christus-Botschaft auch nur teilweise übereinstimmt ... Das Christentum ... steht zu allen Religionen (außer der des A. T.s) in einem ausschließenden Gegensatz." Und selbst das Wort Seebergs, daß alle Religionen „trotz aller positiven Ansätze nicht bis zur höchsten Stufe durchdrangen", genügt lange nicht; vielmehr sagt Witte: „In die völlig verkehrte und verderbte Menschheit, die Gott nicht nur nicht hatte, sondern in Götter-, d. h. in Kreaturdienst, Selbstgerechtigkeit und Laster vollkommen verdorben, blind und verloren war, sandte Gott von oben sein Wort zur Rettung" (S. 251). Martin Kaehler, der „Allen voransteht" in dieser Linie, bekommt dennoch eine Zurechtweisung in vier Punkten, etwa: „Die Religionen der Menschen sind nicht nur unvollkommen", wie Kaehler meint, „sondern total irrig und verkehrt und nur Verderben. Es gibt auch keine Gottbezogenheit irgendwelcher Art in ihnen, auch kein Gottesbewußtsein wirklich als Bewußtsein Gottes." In ähnlicher Weise wird über Althaus, Richter, Schlunk, Schomerus, Heim und selbst Brunner geurteilt, „der soviel Gutes zu unserem Thema gesagt hat". Die Begründung für diese Urteile ist die Stellung, die Paulus und Luther zu den heidnischen Religionen einnahmen (wobei Paulus nach Kuhlmann mißgedeutet wird; übrigens hätte Witte als Professor der Religionsgeschichte sich einmal fragen sollen, wieviel konkrete Kenntnis Paulus und Luther von den Religionen der Erde besessen haben) und eine Vergleichung dieser Religionen mit dem Christentum nach dem Stand unserer heutigen Kenntnis. Für diesen Vergleich weiß Witte sehr wohl den richtigen Grundsatz aufzustellen, daß man nämlich nicht die gute Theorie der einen mit der schlechten Praxis der anderen Religion vergleichen darf; aber festgehalten hat er ihn nicht. Man lese nur einmal die gegen Seeberg gerichteten Sätze oben daraufhin genau durch. Oder nach anderer Methode: Witte behauptet vom Konfuzianismus, in ihm sei „die Erkenntnis lebendig, daß er die wirkliche Wahrheit nicht besitzt und darum auch der Menschheit die Rettung nicht geben kann" (123), und das wird auf S. 122 so begründet, daß als eignes „Zugeständnis" Aussprüche von Konfuzius angezogen werden wie die: „Einen Heiligen zu sehen ist mir nicht vergönnt"; „Bei der Geburt schon Wissen zu haben ist die höchste Stufe"; „Ich (Konfuzius) bin nicht geboren mit der Kenntnis (der Wahrheit)". Dieser Satz sagt aber nicht: Ich habe sie nicht, sondern: ich habe sie mir erst erworben. Nun, es gibt andere Religionsstifter genug, die mit dem Absolutheitsanspruch in allerstärkstem Maße aufgetreten sind. Würde Witte sie darum neben Jesus stellen? Und hat dieser nicht gesagt: „Was nennst du mich gut? Einer ist gut, Gott allein?" Es ist ein Rückfall in schlimme apologetische Künste, was hier „Mission von oben" genannt wird. Damit will ich natürlich Witte nicht überall Unrecht geben, auch nicht gegenüber Tröltsch und seiner Befangenheit im Relativismus einer Entwicklungslehre, die dogmatisch geworden war.

Zum Schluß noch ein Wort über das, was nun den nichtchristlichen Völkern nach Witte gegeben werden soll: die Christusbotschaft, wie Witte sie versteht. Das ist nicht etwa die Botschaft Jesu des Christus, sondern das Dogma, in dem Jesus überhaupt nicht anders vorkommt denn als Träger teils eines Kyrios- und Messiasglaubens, der in vielen nichtchristlichen Religionen seiner Zeit und früherer Zeit verbreitet war, teils von Sühne und Stellvertretungsideen, wie sie antiker Opferdienst, römische Gesetzlichkeit und germanischer Ehrbegriff aufgestellt haben, um Jesu Tod begrifflich zu fassen und für vorchristliche Wertsysteme begreiflich zu machen. Das sollte ein Religionsgeschichtsprofessor doch wohl nicht übersehen. Jesus tritt ganz zurück in dieser „Christusbotschaft". Unser christlicher Glaube aber ist dies, daß nicht ein Kyrios überhaupt über uns herrscht, nicht ein Mysteriengott überhaupt für uns gestorben und

auferstanden ist, sondern, daß Jesus unser Herr und Retter ist, Jesus mit seinem Leben und Sterben, mit seiner Botschaft und seiner Tat.

Jena Heinrich Weinel

Bücher und Schriften

Säkularisierung in Israels Kultur. Von Adolf Wendel. Gütersloh, Bertelsmann, 12 und 14 M.

Es kann gefährlich sein, mit einem zunächst scheinbar von außen gewonnenen Gedanken an das AT heranzugehen. Aber schon bald erweist sich in der klaren, sicher fortschreitenden, sorgfältig prüfenden Darbietung die Fragestellung als außerordentlich fruchtbar. Man merkt, daß die Frage doch nicht von außen herankommt, sondern im AT selbst sich erhebt. Es ist wirklich ein neuartiges, aber gewinnbringendes Durchwandern des Alten Testamentes. Das schöne Buch ist dem Gedächtnis Gunkels gewidmet.

Heinz Beckmann

Paulus. Von Rudolf Urban. Bd. 8 der Sammlung „Menschen der Bibel". Acker-Verlag, Berlin, 1935. 44 S. 60 Pf.

Die heute üblichen Angriffe auf den Apostel Paulus werden geschickt und überzeugend zurückgewiesen, insbesondere die Ansicht, als ob die von Paulus verkündete Gnade Schwäche sei. Die Theologie des Apostels wird weniger überzeugend nach den Grundgedanken der dialektischen oder auch der überlieferten kirchlichen Theologie dargestellt.

Johannes Jansen

Das Persönlichkeitsideal in der Stoa im Lichte der paulinischen Erlösungslehre. Von Johannes Juhnke. Greifswald, L. Bamberg. 92 S.

Diese Dissertation aus Deißners Schule gibt zunächst das Ideal des Weisen nach Epiktet und Seneca wieder, mit Rückblick auf die ältere Stoa und Seitenblick auf Philon (der leider in unzweckmäßiger Form zitiert wird; Buchtitel und Paragraphenzahlen nach Cohn und Wendland sind erforderlich). Dann werden „immanente Widersprüche" in der dies Ideal pflegenden Frömmigkeit dargestellt, freilich mehr in der dialektischen Entwicklung als im geschichtlichen Nachweis einer über die Stoa hinausdrängenden Erlösungssehnsucht. Für den stoischen Erlösungsweg selber will Juhnke eine „urbildliche" Bedeutung der Idealgestalten, besonders des Herakles, anerkennen; es sind also wirkliche Erlöser (er bezeichnet sie mißverständlich als „Mittler"), nicht nur Vorbilder. Darum hat er auch wohl davon abgesehen, aus dem Neuen Testament hauptsächlich die Gedanken von Vorbild, Nachfolge, Leidensgemeinschaft zu vergleichen, sondern hat den stoischen Gedanken einen paulinischen Erlösungsbegriff im ganzen Umfang gegenübergestellt. Eine formgeschichtliche Verwandtschaft der Redeweise des Paulus mit der kynisch-stoischen Diatribe wird (mit Bultmann) anerkannt; die Areopagrede wird auf die Seite der Paulusbriefe der Stoa gegenübergestellt (gewiß nicht ohne Berechtigung; aber daß sie der Stoa näher steht als alle Äußerungen des Paulus, scheint mir gerade Juhnke wieder zu beweisen). Daß das Hohelied der Liebe in den Zusammenhang des 1. Korintherbriefes hineingehört und für ihn geschrieben ist, wird nicht nur gegen die frühere (radikale) Meinung von Lehmann und Fridrichsen, sondern auch gegenüber der Fragestellung von Dibelius aufrecht erhalten, womit freilich das Problem noch nicht gelöst ist. In der religionsgeschichtlichen Arbeitsweise ist Juhnke zurückhaltend gegenüber den Versuchen, Abhängigkeit einzelner Stellen des Neuen Testaments von der Stoa nachzuweisen, aber um streng geschichtliche Erkenntnis der Beziehungen zwischen Christentum und Stoa als Gesamterscheinungen bemüht; auch ist er durch die Aufgabenstellung erfreulicherweise davor geschützt, etwa einen fertigen gesamt-neutestamentlichen Freiheitsbegriff vorauszusetzen.

Ulrich Dähne

Die Bekehrung der Germanen. Kurt Dietrich Schmidt. 2. Lieferung, S. 83—162. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1936. Subskriptionspreis 2.40 M.

Der Verfasser setzt sein Werk so fort, daß er die verschiedenen „Typen germanischer Religionsschau" anschaulich schildert. Vor allem die neuesten Darsteller, Hans Naumann, Bernhard Kummer, Otto Höfler, Martin Rinck, Walter Baetke, werden durch ausführliche Anführungen so deutlich dargestellt, daß jeder Leser ihre Anschauungen genau kennenlernt. Ich halte es für sehr richtig, daß sich Schmidt im Unterschied von der Subjektivität der Anderen in seinen eigenen Ausführungen der „schlicht-religiösen Deutung" Baetkes anschließt. Ich möchte freilich dem Germanenglauben nicht jeden Wahrheitsgehalt absprechen. Vor allem in den unteren, urtümlichen Schichten des germanischen Glaubenslebens, dem Machtglauben, Totenglauben, Naturglauben, Sonnen-, Baum- und Wald-, Tier- und Geisterglauben, die Schmidt neben dem Götterglauben bis jetzt noch zu wenig berührt hat, erkenne ich mancherlei Wahrheitskeime, Lichtspuren, von denen wir heutigen Menschen noch lernen können. Auch diese Lieferung erspart dem Vielbeschäftigten die Durcharbeitung des gesamten Schrifttums über den Germanenglauben und ist warm zu empfehlen.

Hermann Vögel

Der deutsche Orden, von Konrad und Tony Gatz. Wiesbaden, Matthias-Grünewald-Verlag, 248 S. Mit 8 Bildern und Karten. Leinen 8.75 M.

Ein gründliches Werk. Das äußere und innere Leben des Deutschritter-Ordens zieht an uns vorüber. Die ganze geniale Struktur des Ordensstaates ist sorgfältig aufgebaut. Der Zweck dem deutschen Volke ein Beispiel heroischen Lebens und klarer staatlicher Kraft zu geben, bei dem sich alles einem Willen beugt hat nicht gehindert, die Geschichte nach wissenschaftlichen Grundsätzen wahrhaftig darzustellen. Gründlichkeit vereinigt sich mit dem Schwung vaterländischer Begeisterung. Wer ein Bild gewinnen will von dem hierarchischen und militärischen Aufbau, von der Welt- und Finanzpolitik, von der Kultur und der kampfbereiten Frömmigkeit des Ordens, kommt bis ins Einzelnste hier auf seine Rechnung. Wer geschichtlich anschauliche Bilder gewinnen will etwas weniger. Um ein Beispiel zu nennen: Luther von Braunschweig wird nur in wenigen Zeilen erwähnt und ist doch einer der interessantesten Männer des Ordens, der große Siedler, der Eindeicher der Weichselarme und Eindeutscher des Landes, der Dichter und Sänger. Abgesehen von Hermann von Salza und Heinrich von Plauen wird das Bild der großen Führer nicht recht leuchtend, vielleicht weil eben immer der Orden als Ganzes im Vordergrund stehen soll. Die eigene Mitschuld des Ordens an seinem Untergang scheint mir nicht genügend betont, die tragische Schuld, daß es dem völlig exklusiven Orden nicht gelang, sich mit Blut und Boden des Landes wirklich zu vermählen; die dezentralisierende Gewalt der Handelsstädte und des Landadels, der bis zum Verrat schritt, ist doch nicht allein schuld gewesen, sondern das Prinzip des Ordens selbst, Niemandem Anteil an der Regierung zu gönnen; dazu kam die moralische Schuld, die Verflachung der Sitten — und der Abfall vom eigenen Ideal.

Was aber in diesem Blatt vor allem hervorgehoben werden muß: die militärische Frömmigkeit des Ordens war damals berechtigt; sie ist aber für uns kein Vorbild. Die flammende Frömmigkeit eines St. Bernhard konnte solche Sätze wagen: „Im Tod des Heiden findet der Christ seinen Ruhm, weil in ihm Christus verherrlicht wird." Nicht als Volksfeind wurde der Preuße niedergeworfen, sobald er sich nicht taufen ließ, sondern als Glaubensfeind. Es war höchstes christliches Rittertum, die Ungläubigen zu vertilgen. Die Kirche verbrannte die Ketzer, und die Ritter töteten die Heiden. Diese Verbindung von Kreuz und Schwert ist für uns erledigt. Es ist auch nicht richtig, daß die eigentlichen Mönchsorden in Armut, Keuschheit und Gehorsam nur eine passive Frömmigkeit gepflegt hätten, während die Ritter durch ihren staatenbegründenden Kampf Armut, Keuschheit und Gehorsam aktivierten. Die Zisterzienser-Mönche sind in geistiger und kulturelle Umgestaltung des Landes, in Urbarmachung der Ödländer usw ungeheuer aktiv gewesen, ohne zum Schwert zu greifen. Ich sehe in ihrer Tätigkeit das höchste Ideal mittelalterlicher Frömmigkeit

Carl Mensing

Erinnerungen eines simplen Eidgenossen. Von Jakob Lorenz. Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich. 342 S. 4,— u. 5,50 M

„Diese Erinnerungen umfassen 50 Jahre: 1883—1933. Sie gehören zwei Zeitaltern an. Der Verfasser zeigt im Spiegel seines Lebens diese zwei Welten und die Wandlungen, die er selber in dieser in sich so wandelreichen Zeit durchgemacht hat." So der Verlag. — Das Charakteristikum des Buches ist seine große Aufrichtigkeit. Fast naiv, grundehrlich und treu erzählt der Verfasser aus seinem kleinbürgerlichen Milieu. Er läßt uns einen Blick tun in die schweizerische Arbeiterbewegung jener Jahre, aber auch in die katholische Welt, der er angehört und von der er nie ganz loskommt. Dabei versteht er es gut, Silhouetten zahlreicher damals bekannter Personen zu zeichnen. Wir nennen nur den Arbeiterführer Hermann Greulich, einen geborenen Sachsen, die russische Kommunistin Angelika Balabanoff, den graubündener katholischen Gelehrten Decurtins usw. Der Krieg, von der Schweiz aus gesehn, wird lebendig, und es steckt überhaupt ein gutes Stück helvetischer Kulturgeschichte in diesen frischen Memoiren. Bange wird einem nur manchmal bei den Wandlungen dieses Menschen

ckſals. Stets in engen Verhältniſſen, herumgeworfen, bald da, ld dort, findet dieſer Sozialſtatiſtiker ſtets neue Gelegenheiten, er nie etwas Feſtes auf lange hinaus. Es fehlt die einheitliche ie, die Ruhe und Sammlung. Dabei behält Lorenz ſeinen gu- Humor, ſeine Eindrucksfähigkeit und Friſche, ſo daß man ihm h lange zuhören könnte, auch wenn man zugeben muß, daß ſes reiche Leben mehr einem Kaleidoſkop als einem Kunſtwerk icht. Niemand wird enttäuſcht werden von dieſem anregenden d abwechſlungreichen Buche.

Eduard Platzhoff-Lejeune

Der Kampf um die Weltmacht Baumwolle. Von Anton iſchka. Leipzig, 1935. Wilhelm Goldmann. 238 S.

Ein intereſſantes Kapitel der Wirtſchaftsbeziehungen wird hier ſpannender Weiſe in kurzer und knapper Form geſchildert. n Kapitel, das durch die Geſchichte aller Zeiten und vieler ölker bis in die modernſte und aktuellſte Gegenwart hinein cht, bis in den Kampf, den Japan um die Weltmärkte führt d bis in Rußlands Anſtrengungen zum Anbau des weißen oldes. Ein Kapitel voll von menſchlicher Torheit und Kampfes- ſt, Erfindungsgabe und Vernichtungswillen. Möge die Abſicht s Verfaſſers erfüllt werden, der das Buch ſchrieb, um dazu bei- tragen, etwas mehr Vernunft in die wirtſchaftlichen Beziehun- n der Völker und der Menſchen untereinander zu bringen.

Otto von Lilienfeld-Toal

Von Geſtern und Heute. Ein nachdenkliches ABC. Von ans Dittmar. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1936. '2 S. 4,80 u. 5,80 M.

Seinen früheren Sammlungen von Kurzgeſchichten „Vom Ewi- en im Heute" „Lichter in der Zeit", „Raſt im Alltag" hat der erausgeber einen neuen Band hinzugefügt. Man ſtaunt über e Fülle und Mannigfaltigkeit des mit einem Rieſenfleiß zuſam- engetragenen Materials, das die Pointen durchweg geſchickt her- usſtellt. Über 650 Erzählungen, Berichte, Notizen von Dichtern, errſchern, Sportsleuten, Wirtſchaftsunternehmern uſw. ſind hier us allen Lebensgebieten vereinigt, auf die brennenden Zeitfra- en eingeſtellt, mit dem Zweck, die ewige Wahrheit der chriſt- chen Botſchaft in immer neuen Strahlen aufleuchten zu laſſen. s finden ſich z. B. Äußerungen über das Alte Teſtament, die Bi- el, den Alkohol, Freidenker, die ruſſiſchen Gottloſen, Geſchlechts- rankheiten, Selbſtmord uſw. Der Stoff iſt nach Stichworten al- habetiſch geordnet, ſo daß man das Gewünſchte leicht findet. ür Paſtoren, Lehrer, Jugendleiter ein ſehr wertvolles Hilfs- ittel. Was man für Predigt und Unterricht an Illuſtrations- aterial oft vergebens ſuchte, wird hier in überreicher Auswahl eboten.

Johannes Janſen

Sexualität und Perſönlichkeit. Von Oswald Schwarz. eipzig, Weidmann & Co. 205 S. 10,50 und 12,50 Mk.

In der Sexualität des Menſchen gewinnen in nahezu einzig- rtiger Weiſe zwei weſensverſchiedene Seinsbezirke, die Welt des Naturhaft-Vitalen und die des Geiſtes, engſten Kon- akt. Für eine wirklich alle Perſpektiven umfaſſende Darſtellung er Sexualität iſt daher eine Vertrautheit in beiden Welten un- edingtes Erfordernis. Der Verfaſſer, Urologe, vereinigt die un- ittelbare Anſchauung des erfahrenen Klinikers mit der weiten eiſtigen Sicht, die er aus der Phänomenologie Huſſerls und vor llem aus Hegel gewonnen hat. Aus dieſer wahrhaft anthropo- giſchen Geſamtſchau der verſchiedenen Weſensſchichten der menſch- chen „Perſon" erwächſt in beſonderer Weiſe eine Einſicht für das Zwieſpältige" der Menſchennatur, für die Gefahr eines Herab- nkens entweder in Krankheit oder Schuld. Dank ſeinem „apriori- chen Wiſſen" um ſeine „exiſtentiellen" Ziele und Aufgaben öchſt der Menſch als einziges Lebeweſen über das bloße Sein in as Bereich des Sollens als einer unendlichen Aufgabe im Sinne Kants. — Schon aus dieſen Andeutungen ergibt ſich, wie weit ie tragenden Ideen des Verfaſſers ſich über alle naturaliſtiſchen heorien (etwa S. Freuds) erheben. Niemals vermag ſich der eſchlechtliche Trieb in ſeiner Urtümlichkeit auszuwirken, ſondern mmer nur in einem ganz beſtimmten Einbau, den er vom Geiſt rfährt. Andernfalls handelt es ſich nicht um normale Erſcheinun- en, ſondern um Defektformen des Menſchſeins, um jugendliche Unreife (Onanie, Proſtitution uſw.), um Krankheit oder Ver- rechen. „Der Sexualtrieb bleibt in ſeiner Kraft und Eigenart icht nur erhalten, er gewinnt ſogar ſeine volle Kraft und Eigen- rt erſt dadurch, daß er in das Ganze der Perſönlichkeit auf- enommen wird. Er erſcheint jetzt zu einer unauflöslichen Einheit uſammengeſchmolzen erſtens mit der Liebe, alſo einem ſeeliſchen Phänomen ganz eigener Art, zweitens aber mit dem geiſtigen Element der ſittlichen Aufgabe. Dieſe Vereinigung bedeutet den Aufſchwung von der triebhaften Sexualität des bloßen Lebe- weſens zu der Geſchlechtlichkeit des Menſchen." Das geiſtvolle von Verantwortung getragene Buch kann erhebliche Bedeutung beanſpruchen für die große Aufgabe, „Natur" und „Geiſt" wieder in das rechte Verhältnis zueinander zu bringen. Die vom Verfaſſer angewandte dialektiſche Methode, die beſter deutſcher Überlieferung entnommen iſt, erſcheint beſonders geeignet, die einer jeden ſolchen Syntheſe zugrunde liegende fruchtbare innere Spannung klar herauszuſtellen und vor kurzſchlüſſigen nivellierenden Kompromiſſen zu bewahren.

Armin Müller

Die Kirchenausſchüſſe und die junge Kirche. Von Wilhelm Bachmann. Schwelm (Weſtfalen). Meiners, 15 S.

Würdigung der bisherigen Maßnahmen und Erklärungen der Ausſchüſſe vom Standpunkt derjenigen Kreiſe in der BK. her, die ein Zuſammenarbeiten mit den Ausſchüſſen für möglich und heute nötig halten.

M.

Wider das neue Heidentum. Von Heinrich Stallmann. Schriftenverein (E. Klärner) Zwickau. 23 S. 30 Pf. Partiepreiſe.

Die Schrift wendet ſich zur Hauptſache gegen Roſenbergs „Mythus" vom Standpunkt eines ſtreng konfeſſionellen Luthertums, das dem Liberalismus die Schuld gibt an den heutigen kirchenfeindlichen Strömungen, weil er „in der Kirche allen Grund umgeriſſen, das Glaubensleben verwüſtet und den offenen Feinden der Kirche die Waffen geliefert hat".

Johannes Janſen

Heiligung des Alltags. Von Karl Müller. Leipzig, Adolf Klein. 76 S. 1.50 M.

So klein das Buch iſt, ſo fein iſt es. In neun Betrachtungen, die aus Predigten erwachſen ſind, wird uns die Nachfolge Jeſu nicht in moraliſtiſchem, ſondern ernſt religiöſem Sinn in Herz und Gewiſſen geprägt. Zeichnen ſich die Betrachtungen ſchon durch eine wundervolle Sprache aus — ſie erinnert in ihrer Knappheit, Klarheit und Schönheit an den Stil Leſſings —, ſo führen ſie inhaltlich in jene Tiefen des Evangeliums, die uns heute eindringlicher als einem früheren Geſchlecht durch Johannes Müller, Barth, Wittig (dem das Büchlein gewidmet iſt) u. A. erſchloſſen worden ſind. Suchenden Herzen und beſinnlichen Gemütern kann das Büchlein viel geben.

Martin Eger

Vom rechten Leben. Von Friedrich Pfäfflin, Heilbronn, Salzer. 31 S. —.50 M.

Erwachſen aus jahrelanger Unterredung mit Konfirmanden möchte das Heft zugleich eine Art „Konfirmandenunterricht für Erwachſene" ſein, wozu es ſich auch vortrefflich eignet. Anſchaulich, ohne jede kirchliche Dogmatik, aber aus der Tiefe des Chriſtentums wird gezeigt, daß der Sinn und damit das wahre Glück des Lebens darin liegt, auf dem von Gott gewieſenen Platz das Leben als einen Dienſt zu erkennen, den wir der Welt zu leiſten haben, wofür das Leben des Heilands das erhabenſte Beiſpiel iſt. Würde ſolche Art Unterricht überall erteilt, man würde nicht jener verſtändnisloſen Ablehnung des Chriſtentums begegnen, wie ſie uns heute oft entgegentritt.

Johannes Janſen.

Das Leben ruft. Von Udo Smidt. Berlin, Warneck. 47 S. 20 Pfg.

Aus enger Fühlung mit der Jugend will Smidt, Paſtor in Weſermünde, ihr hohe Wegweiſung geben, indem er ſpricht über: dein Leben und ſein Herr, dein Leben und die Bibel, dein Leben und deine Ehre, dein Beruf, dein Volk uſw. Die Sprache iſt ſchlicht und jugendgemäß, die Gedanken werden veranſchaulicht durch zahlreiche Beiſpiele aus Leben und Geſchichte. Man vermißt jedoch ein Eingehen auf Fragen, die heute der Jugend beſonders ſchwer zu ſchaffen machen, z. B. mit Bezug auf die Perſon Jeſu, die Bibel, die Bedeutung der Ehre, des Blutes, der Raſſe uſw. Da braucht die Jugend heute beſonders klare Wegweiſung.

Johannes Janſen

Wulfila. Von Franz Spunda. Wien 1936, Paul Zſolnay. 392 S. 4.– und 6.50 M.

Der Verfaſſer, Profeſſor an der Bundesrealſchule in Wien, läßt auf Grund von guten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen Wulfila, den Gotenbiſchof, und die kirchlichen und politiſchen Verhältniſſe ſeiner Zeit auf oſtrömiſchem Gebiet in einem geſchichtlichen Roman vor uns lebendig werden. Das Verhältnis der Suanahilt, der Gattin des Athanarich, zu Wulfila iſt freilich nicht möglich. Konſtantin hat das Chriſtentum nicht zur Staatskirche erklärt, ſondern nur zur bevorrechtigten Religion erhoben. Das Wort von denen, die ſich um des Himmelreichs willen entmannt haben, ſtammt nicht von Paulus, ſondern ſteht Matth. 19, 12. Die Zurücktragung von Mythen der Edda oder gar des brennenden, mit Äpfeln und Nüſſen behängten Weihnachtsbaumes in die Zeit der Goten iſt unerlaubt. Sehr gut iſt es, daß der Arianer Wulfila mit vollem Bedacht ein gotiſch geprägtes Chriſtentum lehrt. „Jedes der andern Völker müßte einen beſonderen Wulfila haben." Der Roman als Ganzes iſt trotz jener Mängel zu empfehlen.

Hermann Tögel.

Wölfe. Von Mikkjel Fönhus. München, Beck 1935, 233 S.

„Die Nächte fluten sonnenrot über den Isengaeldagletscher dahin. Tagsüber funkelt er weiß, nachts flammt er rot... Ein weiches Nordlicht glänzt im Winter über den lappländischen Waldweiten... Im Mondlicht beginnt die Brandung draußen an der norwegischen Küste zu leuchten, und die Schneeberge im Land glühen auf; aber die Lapplandswälder, noch weiter östlich, schneefrei seit dem letzten Tauwetter, liegen in finsterer Eintönigkeit da, wie die Unendlichkeit selber, mit Mooren und Seen, die sich meilenlang erstrecken, mit vereisten Flüssen... Der Wald trägt noch das gleiche Gesicht wie vor der Zeit, als der erste Ansiedler den Rauch des Rodungsfeuers zum fernen Himmel hinaufgesandt hatte..." Und wer auf Schneeschuhen durch die bewölkte Nacht läuft, dem kann zumute sein, „als wandere er mit langen Schritten aus dem Zeitalter hinaus, in dem er lebt, und zurück in die Tage, da hier nur der kurzbeinige Lappe und der langbeinige Wolf herrschten." So ist die Landschaft in diesem Buch: Wald, Wasser, Fels — und die seltsamen Himmelslichter. Rentierherden ziehen in langen Scharen hindurch; das Scharren ihrer Hufe durchklingt die ganze Nacht. Wölfe traben durch den Schnee. Einsame Männer auf Schneeschuhen gleiten vorbei. In einer Hütte in der Einöde liegt ganz allein ein kleines Wiegenkind, Vater und Mutter haben mit einer kranken Kuh fort gemußt — Gott behüte das Kleine! Plötzlich braust die wilde Wolfsjagd durch die Wälder — auf Skiern vom Pferd gezogen, mit Messer und Speer jagt man wohl noch. Aber die Begegnungen mit Menschen sind in diesem Land spärlich. Wölfe durchstreifen es in Rudeln, oder einsame, kluge Altwölfe, der Schrecken der Rentiere, jagend und selber gejagt. Geisterhaft fast glitt die Altwölfin auf dem hartgewehten Schnee zwischen den Bergen dahin, — stieg und sank mit dem Wellenschlag des Geländes, langbeinig und mager, die einsame Räuberin des Hochbirgswinters. Diese war es auch, die den kleinen „Gutfreund" zerriß, den einzigen Freund des Mannes oben in der menschenfernsten Hütte. Er hatte Gutfreund sehr geliebt; nun lag er und sah stundenlang auf die kleine Vertiefung, die der Hundekörper in das Mooslager gedrückt hatte und die nun leer blieb. Aber in den kurzen Sommern strahlt der lange Tag, der niemals zur Nacht wird, der Wasserfall funkelt in der Sonne, und die schönen bunten Verzierungen an den Kleidern der farbenliebenden Lappen leuchten fröhlich im Licht. Für Menschen und Tiere ist der Lebenskampf hart und das Sterben oft bitter — aber der Sommer Glück! Dies neue Buch von Fönhus, von dem wir schon so sehr schöne andere Werke besitzen (Der Trollelch; Die Wildnis braust; Jaampa, der Silberfuchs; Die Löwen am Kilimatui), ist voller Herbheit, Ernst, Kraft und Poesie. Julie Schlosser

Moiken Peter Ohm. Von Margarete Boie. Stuttgart, Steinkopf. 3. Aufl. 285 S. Gebd. 4.80 M.

Eine Sylter Geschichte aus der Zeit um 1800. Vielleicht ist manchmal die Menge der Gestalten nicht recht übersichtlich, und bisweilen ist der Ton städtisch, heutig; so sprachen die Friesen jener Insel damals nicht; sie tun es jetzt noch nicht. Vom Inhalt nur soviel: es ist keine Liebesgeschichte, in der zwei sich zusammenfinden, sondern der Mann geht in die Ferne und kommt erst zum Sterben heim, und sie bleibt einsam, wird immer einspänniger und zuletzt wunderlich. Aber wer Sylt und Menschen von dort liebt, wird in dem Buch manches Schöne finden, in den äußeren und inneren Stürmen, von denen es erzählt, und seinem leisen Schluß. M

Friedrich der Große. Von Siegfried Eberhardt. Mit 24 Bildnissen. 48 S. —.90 M. **Kinder in Tracht.** 48 S. 1.20 M. Der Eiserne Hammer. Langewiesche, Königstein i. T. und Leipzig.

Das Heft über den großen König, würdig in seinem Text und sehr anziehend durch die vielen Bilder Friedrichs von den Kinderjahren bis zur Totenmaske, ist heute starken Erfolges sicher. Das mit Kinderbildern aus Hessen und Siebenbürgen, Franken und dem Schwarzwald, Schlesien und Friesland usw. hat keinen Text, braucht auch keinen; diese Fülle des Lieblichen spricht besser als alle Worte. M

* * *

In der Besprechung von Sammetreuthers Predigtmeditationen (Spalte 570) Zeile 9 statt „Einheitlichkeit" lies „Einseitigkeit", Zeile 11 statt „begnügt" lies „bezeugt", Zeile 18 statt „möchte aber" lies „möchte das sein".

Chronik

Staatliche Vorgänge

Nach einem Erlaß des Reichsinnenministers muß erwartet werden, daß auch von Privatpersonen bei feierlichen Anlässen ausschließlich die Hakenkreuzfahne gezeigt wird. Es widerspricht daher dem Geiste des Reichsflaggengesetzes und dem Wesen der Volksgemeinschaft, wenn von ihnen neben oder an Stelle der Hakenkreuzflagge andere Flaggen, z. B. die bisherigen Landesflaggen oder Kirchenfahnen gehißt werden. epd. 17. 6.

Derselbe hat den Wunsch ausgesprochen, daß die Landesregierungen der photographischen Vervielfältigung von Kirchenbüchern ihr tätiges Interesse zuwenden, da die Mittel und Kräfte der Reichsstelle für Sippenforschung dafür nicht ausreichten, und daß die größeren Städte sich bereitfinden, das Photokopieren der Kirchenbücher ihres Bereiches zu übernehmen.

Auf Anordnung des Innenministeriums ist künftig bei verantwortlichen Vernehmungen durch die Polizei die Religionszugehörigkeit des Beschuldigten, gegebenenfalls auch die frühere, aufzunehmen. FZ 5. 6.

Reichserziehungsminister Rust hat für die unter staatlicher Beihilfe wiederhergestellte Kirche in Tietzow bei Nauen eine Christusstatue und für die Taufkapelle der Ernst-Moritz-Arndt-Kirche in Berlin-Zehlendorf einen Flügelaltar gestiftet.

In Württemberg sind die staatlichen und gemeindlichen Zuschüsse an eine größere Zahl von evangelischen Kindergärten usw. gestrichen worden, an deren Stelle simultane Einrichtungen treten sollen.

In den Hamburger Schulen ist die 2. Religionsstunde jeder Woche wieder eingeführt worden. ED 23.

Ein Pastor aus Brokstedt, Holstein, wurde wegen Vorwürfen gegen die HJ zu 2 Monaten Festung verurteilt. FZ 8. 6.

Ökumenisches

In Kassel-Wilhelmshöhe tagte der Exekutivausschuß des Weltbundes der Christlichen Vereine junger Männer unter Leitung des Präsidenten John Mott und des Vizepräsidenten Pfarrer D. Köchlin (Basel). Hauptzweck war die Vorbereitung der im Januar 1937 in Mysorne (Südindien) stattfindenden Weltkonferenz der CVJM. Aus der Tschechoslowakei war beantragt, eine Weltjugend-Konferenz aus allen Völkern und Bekenntnissen zur Förderung der Völkerverständigung zu halten. Man beschloß, in den nächsten Jahren eine Reihe von Konferenzen in verschiedenen Erdteilen abzuhalten, die diesem Zwecke dienen sollen, und trat in dieser Sache mit dem Ökumenischen Rat für praktisches Christentum in Verbindung.

Ein religiöser Weltkongreß findet vom 3. bis 17. Juli in London statt; unter den Rednern überwiegen Christen, wenn auch nicht so stark wie bei dem Berliner Weltkongreß 1910. Ziel dieses World congress of faiths ist Förderung der fellowship, der Brüderlichkeit. Präsident ist der Maharadscha von Baroda (Indien), unter den als Versammlungsleiter oder Redner Angekündigten sind Madariaga, Herbert Samuel, Kagawa, Maritain, Adolf Keller, Frau Snowden, Berdiajew, Frau Cadbury, Parkes Cadman.

Deutsche Evangelische Kirche

Der Reichskirchenausschuß hat erklärt: „Die Kirche schuldet als Gemeinschaft des Glaubens, die vom Wort und Sakrament lebt, allen ihren getauften Gliedern das volle Evangelium in Verkündigung, Unterricht, Pflege und Erziehung. Sie trägt als Gemeinschaft der Liebe alle innere und äußere Not ihrer Glieder und begegnet ihr im Gehorsam gegen Christi Gebot mit helfender Tat. Evangelische Jugendhilfe ist ihr zunächst Dienst an der ihr befohlenen Jugend. Als Volkskirche bürgt sie dafür, daß dieser Dienst stets die Volksgemeinschaft fördert und vertieft. Die Kinderpflege und Jugendfürsorge der Inneren Mission, ihre Heime, Kindergärten, Horte und offene Jugendfürsorge mit ihren Ausbildungsstätten, sind erwachsen aus der lebendigen Verbundenheit der christlichen Gemeinde mit dem Leben, den Sorgen und Fragen der Eltern und Kinder, der Häuser und Familien. Darum weiß die Deutsche Evangelische Kirche sich aus ihrem Wesen heraus dieser Arbeit verpflichtet und nimmt sie in ihre besondere Obhut." epd 10. 6.

Die bei dem Reichskirchenausschuß gebildete Kammer für Erziehungsfragen hat ihre Arbeit aufgenommen und ist kürzlich zu ihrer ersten Sitzung unter dem Vorsitz von Professor Ellwein zusammengetreten.

Die Hundertjahrfeier der Leipziger Mission wurde feier-) begangen, u. a. mit einem Festakt im Gewandhaus und einer ersammlung auf dem Markte, bei der Marahrens sprach.

Das schon lange geplante Luthermuseum in Mansfeld rd jetzt im Dachgeschoß des dortigen Lutherhauses errichtet. Das useum, das Erinnerungen an den Reformator und kulturge- chtliche Zeugnisse seiner Zeit enthält, soll schon im Laufe des onats Juli eröffnet werden.

In einem an Pastor Liz. Klugkist Hesse in Elberfeld gerich- en Dankschreiben für Glückwünsche zu seinem 50. Geburtstag tont Karl Barth seine bleibende Verbundenheit mit seinen utschen Freunden.

In Hossenfelders Zeitschrift „Des Deutschen Volkes Kir- " wird mitgeteilt, daß er beim Evangelischen Oberkirchenrat ge- n sich selbst das Lehrzuchtverfahren beantragt habe. Er habe r dem altpreußischen Kirchenausschuß zum Ausdruck gebracht, aß er ein Gespräch über seine persönliche zukünftige amtliche chliche Betätigung erst dann anzunehmen in der Lage sei, wenn r vom Vorsitzenden des Kirchenausschusses gegen seine Richt- ien erhobene Vorwurf der Irrlehre in einem Religionsgespräch klärt sei."

2000 Mitglieder des Evangelischen Jungmännerwerkes s allen Gauen des Reiches kamen in Danzig zu einer Tagung sammen, bei der u. a. D. Erich Stange, Kassel, und Pfarrer usch, Witten, sprachen.

Landeskirchen

Die Kirchenregierung der lutherischen Landeskirche Han- overs beschloß, daß an Stelle der Generalsuperintendenturen un Sprengel treten, die den alten Landschaften entsprechen, aus nen die Landeskirche zusammengewachsen ist. An der Spitze der prengel stehen Landessuperintendenten; ihr Dienst ist geistliche itung im Rahmen der für die bisherigen Generalsuperintenden- t geltenden Ordnung. Der Kirchenbehörde gehören die Landes- perintendenten nicht an; sie sind des Landesbischofs ständige rtreter in ihrem Sprengel. Bisher hatte die geistliche Leitung t ausschließlich der Landesbischof, da seit längerer Zeit die bis- rigen Generalsuperintendenten unbesetzt waren.

Der sächsische Landeskirchenausschuß hat zur Leitung der ndeskirchlichen Jugendarbeit einen Beirat gebildet, der die Auf- be hat, die Arbeit der Jugendwerke und des Jugenddienstes als rchliche Jugendarbeit zusammenzufassen.

Das Landeskirchenamt Kurhessen-Waldeck erläßt ie Anordnung betreffs Einführung des zweijährigen Kon- rmandenunterrichts. ED 23.

Bischof Beermann in Danzig hatte die Danziger Landes- node in ihrer Zusammensetzung von 1933 einberufen; die kirch- he Einheitsfront, die vier Fünftel der Pfarrer umfaßt, wider- rach. Die Synode wandte sich gegen den Vorschlag des preu- chen Landeskirchenausschusses, das Kirchenkollegium nur aus n Reihen der Einheitsfront zu bilden und erklärte eine Ande- ng der verfassungsmäßigen Organe nicht für nötig, willigte er im Interesse kirchlichen Friedens in solche ein.

Katholische Kirche

Der Osservatore Romano kündigt einen neuen Christ- nig-Kongreß an. ED 23.

Der Papst warnt in einem Rundschreiben alle katho- chen Arbeiter der Welt davor, den Versicherungen der Sowjet- gierung zu glauben, daß durch die neue Räteverfassung in der owjetunion die religiöse Freiheit eingeführt würde. Die- n Versprechen sei nicht zu trauen solange nicht andere ele- entare Versprechen eingelöst seien. LR 13. 6.

Der Osservatore Romano vom 6. Juni stellt gegenüber der itteilung der Zeppelinreederei über das Messelesen des ater Schulte (Sp. 575) fest, daß der 7. Mai, an dem die esse gelesen wurde, kein katholischer Gedenktag ist und daß die esse am nächsten Tage für die Besatzung des Luftschiffs wie- rholt wurde. DEK 24.

Über die Art der Berichterstattung über einen Prozeß gegen ittlichkeitsvergehen durch Mitglieder der Waldbreitbacher enossenschaft in Koblenz hatte sich ein Hirtenbrief des Kar- nals Schulte in Köln beklagt. Der Völkische Beobach- r, der Westdeutsche Beobachter und andere nationalsozialistische lätter wenden sich gegen diesen Hirtenbrief. FZ 27. 6.

Für die 15000 katholischen Taubstummen in Deutsch- nd ist eine umfassende Seelsorge mit 200 Priestern eingerichtet orden. ED 23.

Eine Konferenz der polnischen Bischöfe in Warschau ter dem Vorsitz des Kardinals Kakowski und in Anwesenheit des päpstlichen Nuntius Marmaggi beschloß Verhandlungen mit der Regierung betreffs Erziehung der schulpflichtigen Kinder, von denen eine Million noch keinen Unterricht erhalten, und wegen der Erteilung der Unterrichtserlaubnis für Religionsunterricht an katholische Geistliche. Die Konferenz sprach sich auch gegen die Billigung und die Einführung der Koëdukation in den Schulen aus. FZ 3. 6.

Andere Kirchen und religiöse Vereinigungen

Die Gesamtzahl der Mitglieder der Brüdergemeine ist auf 59960 gestiegen: Deutschland 9744, Böhmen und Mähren 7932, England 4400, Amerika nördlich 24555, südlich 13329. ED 23.

Der Plan, die drei größten Methodistenkirchen Amerikas zu einer einzigen zu verschmelzen, wurde mit großer Stimmenmehrheit angenommen. Dtsch Pfarrerbl 23.

Das bisher in den meisten deutschen Ländern für die Kinder von Adventisten bestehende Recht, an Sonnabenden sich vom Schulunterricht befreien zu lassen ist vom Reichserziehungsminister im Einvernehmen mit dem Kirchenminister aufgehoben worden. FZ 10. 6.

Die „Erweckungsmission in Deutschland, Sitz Berlin" mit ihren Unterorganisationen und ihren Missionsgemeinden und die „Freie Pfingstgemeinde" sind aufgelöst und verboten worden. FZ 10. 6.

Europäisches Ausland

In Genf wurde v. 12.—14. Juni unter großer Anteilnahme die 400-Jahrfeier der Einführung der Reformation begangen. Über hundert Delegierte aus Europa, Amerika und Südafrika nahmen an den Feierlichkeiten teil, die durch einen Gottesdienst in der Kathedrale von St. Pierre eingeleitet wurden. Der Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, Professor Choisy, und Pfarrer Gautier begrüßten die Erschienenen. Dem Gottesdienst folgte eine Abendmahlsfeier, an der über 2500 Menschen teilnahmen. Die Grüße des Deutschen Reformierten Bundes überbrachte Studiendirektor D. Hesse aus Elberfeld. Das Deutsche Luthertum war durch Landesbischof Meiser vertreten. Er betonte die enge Verwandtschaft zwischen Luther und Calvin, aber auch die bisher unaufhebbaren konfessionellen Unterschiede, die einer bloßen Union widerstehen. Es gelte vorläufig gemeinsam zu kämpfen, aber getrennt zu marschieren. epd. 17. 6.

In Reims ward auf der Synode der Eglise Réformée Evangelique mit 58 von 73 Stimmen bei 5 Enthaltungen der Zusammenschluß mit der Eglise Réformée beschlossen. Gleichzeitig teilte die Société Evangélique, die bisher unabhängig von den Kirchen Evangelisationsarbeit getrieben hatte, mit, daß sie bereit sei, sich nun mit der Kirche zu vereinigen. Wie aus dem Berichte des Finanzausschusses hervorging, ist es z. Z. aus geldlichen Gründen unmöglich, die beiden unbesetzten Professuren in der theologischen Fakultät in Montpellier zu besetzen.

Das Gesetz über Zulassung der Frauen zum Pfarramt, das sehr umstritten war (s. Sp. 414), ist im Storthing zu Fall gekommen, da die nötige Zweidrittelmehrheit nicht erreicht wurde.

Zur Förderung der Ferienkolonien für bedürftige Kinder haben in Oslo und Bergen Pfarrer und Ärzte öffentlich einen Fußballwettkampf veranstaltet. Namhafte jüngere und ältere Pfarrer sowie bedeutende Ärzte sind in die Schranken getreten. Die Presse brachte lange Artikel vorher und nachher, und das Publikum zeigte so lebhaftes Interesse, daß die größten Sportstadien Oslos und Bergens für die Schaulustigen nicht ausreichten. Der Ertrag für die Ferienkolonien war dementsprechend bedeutend. Im Norden stehen Pfarrer und Ärzte ja ohnedies im Volksbewußtsein viel näher nebeneinander als in Deutschland.

Bei der Neubildung der schwedischen Regierung wurde zum Kultusminister Bischof Tor Andrä ernannt, in Deutschland bekannt durch sein Werk über Mohammed.

Das polnische Parlament hat dem Staatspräsidenten die Vollmacht erteilt, auf dem Verordnungswege ein Gesetz über die Verhältnisse zwischen der Evangelisch-Augsburgischen Kirche und dem Staat zu erlassen. Diese Nachricht hat Verwunderung erregt; denn sowohl über das Konkordat als auch über die entsprechenden Gesetze für die mohammedanische Glaubensgemeinschaft ist im Parlament verhandelt worden, und auch für die Evangelisch-Augsburgische Kirche war die Einbringung eines Gesetzentwurfes erst vor kurzem nochmals zugesagt worden. Der Gesetzentwurf, der vor mehr als drei Jahren bekannt wurde, fand

damals heftigen Widerspruch, der sich vor allem gegen die Gefahr einer Verstaatlichung der Kirche wandte.

Die Freie Kirche des Kantons Waadt hat aus finanziellen Gründen die Zahl ihrer Pfarrer von 49 auf 46 herabgesetzt und beschlossen, daß die Pfarrer mit Erreichung des 70. Lebensjahres zurücktreten müssen. Rf KZ 23.

Für die unierte evangelische Kirche in Polen teilte Generalsuperintendent Blau auf der kürzlich in Posen abgehaltenen Synode mit, daß auch hier die seit langem angestrebte Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche noch aussteht, und daß die Verhandlungen darüber in den letzten drei Jahren völlig geruht haben.

Die Nachricht, in Ungarn werde jetzt oft an Stelle der Taufe oder im Gegensatz zu ihr, ein turanisch (altungarisch)-heidnischer Brauch vollzogen (kreuzweise Schnitte auf die Backen) darf nicht überschätzt werden. AELKZ 20.

Die „Stiliſten", eine Sekte in Beſſarabien, die sich der Einführung des neuen Kalenders widersetzt, wurden in einem Dorfe bei Bals bei dem Versuch, die Dorfkirche zu stürmen, um dort ihren Gottesdienst abzuhalten, von den Gendarmen mit Schüssen empfangen, durch die zwei getötet und mehrere verwundet wurden. FZ 4. 6.

In Rußland dürfen jetzt Kollekten in den Kirchen eingesammelt werden; die Eröffnung eines Prieſterſeminars für orthodoxe Priester, die der Sowjetmacht gegenüber loyal eingestellt sind, ist in Aussicht genommen; ein Ausschuß soll gebildet werden, der die Einberufung eines allruſſiſchen Kirchenrats vorbereitet; dieser soll im Beisein von Bevollmächtigten des Volksinnenkommissariats tagen und die Frage der Besetzung des Patriarchats lösen. PZ 30.

Andere Erdteile

Die anglikaniſchen Araber haben einen Aufruf mit der Bitte, in den Konflikt in Paläſtina einzugreifen, an den Erzbischof von Canterbury, die katholiſchen Araber einen solchen an den Patriarchen gerichtet, in dem sie die Intervention des Papſtes erbitten. FZ 12. 6.

Der neue Vizekönig von Abeſſinien Marschall Badoglio, der jetzt schon durch Graziani abgelöst ist, erklärte, daß die zerſtörten Kirchen wieder aufgebaut werden sollen. Die neue Verfassung für Italienisch-Ostafrika enthält Bestimmungen über den Schutz des koptiſchen Chriſtentums und die volle Kultusfreiheit der Mohammedaner ED 23.

Die Synode der reformierten Kirche in Südafrika beschloß, daß bei den Gottesdiensten ausschließlich die 150 Pſalmen Davids und Gesänge, deren Text aus Gottes Wort stammt, benutzt werden sollen. epn 120.

Von Personen

Ernannt: Dompropst von Oulu in Finnland Mannesmaa zum Bischof; der vatikanische Vertreter in Peru Gaëtano Cigognani zum Nuntius in Wien, der Legat in Kanada Andrea Caſſulo zum Nuntius in Bukarest, Pfarrer O. Scherrer in Berlin zum Konsistorialrat in Breslau, Pfarrer und Direktor des Evangelischen Preßverbands für Schlesien Walter Schwarz zum kommissarischen Oberkonsistorialrat und ständigen Vertreter des Bischofs von Schlesien. Zurückgetreten: der Bischof der reformierten Kirche Siebenbürgens Makkai. Gestorben: der frühere Evangelist Dr. med. Karl Seher; Professor John Morehead in Salem (Virginia, USA.), Ehrenpräsident des Lutherischen Weltkonvents; Professor Hugh Mackintoſh, Edinburg; der Arbeiterdichter Heinrich Lerſch. Pfarrer Professor D. Rothert, Münster i. W., 90jährig. E. St.

Verschiedenes

Mackintoſh †. Schottische wie englische Gelehrte übertreffen oft uns Deutsche weit in der Fähigkeit, schwere Fragen gemeinverständlich zu behandeln. Auf ein besonders wertvolles Beispiel sei aus Anlaß von Mackintoſhs Tod (s. Chronik) hingewiesen, seinen Aufsatz „Die christliche Idee der Vergebung" (in: Christentum und Wissenschaft, Mai 1932, Dresden, Ungelenk). Beachtet worden ist bei uns auch sein Buch „The christian apprehension of God" (1930); sein meist aufgelegtes Werk war „The person of Jesus Christ" Er hat Werke Schleiermachers und Ritschls ins Englische übersetzt. Die ökumenische Bewegung verliert in dem 66jährig Gestorbenen einen treuen Mitarbeiter, die schottische Kirche einen ihrer besten Männer, und Deutschland einen aufrichtigen Freund. M

Nordiſche kirchliche Tagungen. Zur Vorbereitung der ökumenischen Weltkonferenzen 1937 in England haben Vertreter der nordischen Kirchen beschlossen, eine nordiſche Kirchenverſammlung am 30. September bis 2. Oktober nach Sigtuna einzuberufen. Es werden voraussichtlich etwa 150 Vertreter teilnehmen.

Vom 2.—6. September soll eine nordiſche Miſſionstagung in Kopenhagen stattfinden. Die Einladungen gehen von dem nordischen Missionsrat aus, an dessen Spitze Prof. Torm (Kopenhagen) steht. Es werden die sämtlichen vier nordischen Länder vertreten sein; sprechen sollen u. a.: Generalsekretär Amdahl (Norwegen), Dr. K. Friis (Schweden), Bischoff Dr. Karl Fuglsang-Damgaard (Dänemark), Prof. Westmann, Bischof Lehtonen (Finnland). V. H. Günther.

Vom Deutſchen Bund alkoholenthaltſamer Pfarrer. Aus den kürzlich bei einer Freizeit zu Schmie (Württemberg) gehörten Vorträgen des Bundes erwähnen wir neben den Begrüßungsworten des Vorsitzenden, Superintendenten D. Rolffs (Osnabrück), besonders die Ausführungen der Schwaben: Dekan Haug aus Herrenberg sprach über unsere Verantwortung gegenüber der Alkoholnot, die Bibel nicht ohne weiteres als Begründung der Vollenthaltsamkeit erkennend, jedoch als Quelle der in Frage kommenden Bruderliebe und ihre unbedingt verpflichtende Weisung. Hausvater Köngener vom Trinkerrettungsheim Haslachmühle (Ziegler-Stiftung) schenkte uns Einblicke in eine von christlicher Liebe und rechtem Ernst getragenen Führung vieler Alkoholopfer. Pfarrer und Missionar Jehle aus Stuttgart führte hinaus auf das weite Missionsfeld mit seinen nur allzuvielen alkoholischen Verwüstungen, wo man aber dem Feind gegenüber erwacht. Pfarrer Römer aus Weil bot einen wertvollen, weil aus der Praxis stammenden, Lichtbilder — freilich auch Nachtbilder — zeigenden Vortrag, später noch ergänzt durch weitere Darbietungen einer vorbildlich rührigen Tätigkeit der Württemberger Alkoholgegner. Prof. Hans Schmidt (Halle) wies auf die gesetzliche Verankerung der Alkoholbekämpfung im Dritten Reich hin. Besichtigungen des nahen Klosters Maulbronn und des nicht allzuweiten Melanchthonhauses zu Bretten boten unvergeßliche Stunden für die Teilnehmer.

Exkommunikation. Ein bayrischer lutherischer Pfarrer schreibt zu dem Satze in Nr. 11 der CW: „Exkommunikation ist in unserer Kirche nicht mehr üblich", das sei ein Irrtum. In der bayerischen evang.-luther. Landeskirche wird heute noch exkommuniziert, denn die von der bayerischen Landessynode im Jahre 1922 beschlossene und heute noch geltende kirchliche Lebensordnung fordert u. a.: „Wenn ein evangelischer Christ mit einem Schwur oder sonst in besonders feierlicher Weise verspricht, alle seine Kinder in einer anderen Konfession als in der seinigen erziehen zu lassen, dann beschließt der Kirchenvorstand die Bestimmungen der Lebensordnung anzuwenden und teilt ihm mit, daß er nicht mehr zu kirchlichen Ehrenämtern wählen darf, selbst nicht mehr dazu gewählt werden kann, in der Kirche nicht mehr als Pate angenommen wird, an der Feier des heiligen Abendmahles nicht teilnehmen und nach seinem Tode die Ehre des kirchlichen Begräbnisses nicht erhalten kann."

Man versteht nun zwar, daß gegenüber der katholischen Mischehenpraxis die evangelische Kirche sich scharf wehrt, womit aber nicht alle Bestimmungen der in evangelischen Landeskirchen bestehenden „Lebensordnungen" gerechtfertigt sind; manchmal schließt deren Anwendung eine unevangelische Härte in sich. In jedem Falle aber handelt es sich hier um eine andere Art des Vorgehens als das in Nr. 11 erwähnte. M

Verſammlungskalender

24.—29. Juli Evangelische Woche Stuttgart.
28. Juli—2. August Theologenkonferenz des Weltbundes für freies Christentum Arnheim.
24.—28. August Allianzkonferenz Blankenburg Thür.
28. August—1. September Gustav-Adolf-Verein Kaſſel.
21.—23. Sept. Protestantischer Weltverband Podebrady (Tschechoslowakei).
27.—19. Sept. Jahresversammlung der Ostasienmission Aarau-Schönenwerd (Schweiz).
11. Oktober 50 Jahr-Feier des Evangelischen Bundes Erfurt.

Die nächste Nummer erscheint am 18. Juli 1936
Schriftleiter: Prof. D. H. Mulert
Leipzig-Markkleeberg 1, Hindenburgstr. 34

Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

Neuerscheinungen

Prof. Dr. Lic. KURT LEESE

Natürliche Religion und christlicher Glaube

Eine theologische Neuorientierung

75 Seiten, broschiert RM 2.80

Inhalt: Die natürliche Religion von der Stoa bis zur Aufklärung
Naturfrömmigkeit als „Schöpfungsglaube" und „Naturmystik"
Naturfrömmigkeit und christliche Glaubenshaltung

In klaren, mustergültigen Ausführungen spricht der Verfasser ein notwendiges und gewichtiges Wort zu unserer kirchlichen und theologischen Lage. Möchten viele diesen Rufer zu einer theologischen Neuorientierung mit der gleichen Sachlichkeit und dem gleichen Ernst, die aus diesem Buch zu uns sprechen, hören und beachten. Evangelisch-Sozial

Dr. ERICH LANGE

Die Erziehungslehre der evangelischen Theologie

98 Seiten, broschiert RM 3.80

Das Werk ist ein Forschungsbericht, der die pädagogischen Lehren der evangelischen Theologie des letzten Jahrzehnts einer Sichtung, Wiedergabe und Erörterung unterzieht. Indem es so eine Übersicht über das Vorhandene gibt und die entscheidende Grundlinie für die Beurteilung herausarbeitet, wird es zum Führer durch die Literatur für alle, die zu der Frage der Erziehung durch die Kirche Stellung nehmen wollen.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

Voranzeige

Ein Tatsachenbericht von dem Primas der dänischen Bischöfe

H. FUGLSANG-DAMGAARD

Bischof von Kopenhagen, Dr. theol.

Ein neuer Weg zum alten Evangelium

Aus der Arbeit der Gruppenbewegung in Dänemark

Preis siebzig Pfennig

Der Siegeszug, den die Gruppenbewegung in Dänemark angetreten hat, ist eine starke Hoffnung in unserer Zeit. Wohl selten in der Geschichte hat sich so wie in Dänemark in kurzer Zeit die Wahrheit des Evangeliums als Kraft erwiesen, die alle Schichten der Bevölkerung durchdringt und auf allen Gebieten des Lebens entwirrend und Konflikte lösend sich zeigt.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Freunde Hermann Oesers

werden gebeten, dem

„Haus Sonnwärts" in Freudenstadt

(Schwarzwald) für Erholungszeiten Beachtung zu schenken. Es liegt auf dem Kienberg. In 10 Minuten ist die Stadt zu erreichen, in einer Minute der Hochwald. Und drinnen waltet **Gertrud Oeser** mit ihrer Freundin **Elisabeth Brestowsky-Eberbach.** (5–6 RM und Kurtaxe) *Paul Jaeger*

Drei Kapitel zur religiösen Lage der Gegenwart

Kalle – Religion – Ethos

von Prof. Lic. Dr. Kurt Leese
Professor an der Universität Hamburg
Preis RM 3.80

Das Studium dieses Buches ersetzt die Lektüre eines ganzen Stoßes der heute nicht mehr zu übersehenden Literatur über das, was man die dritte Konfession heißt. Auch wer über das Wesen des Christentums anders denkt oder sich ausdrückt wie Leese, wird das Buch schätzen lernen und immer wieder nach ihm greifen. Alles ist licht und klar herausgearbeitet: die Begriffe, mit denen in diesem Kampf der Geister operiert wird, die Fragen, um deren Beantwortung gerungen wird, die Behauptungen, die von der Gegenseite aufgestellt werden und was unsererseits dazu teils zustimmend teils ablehnend gesagt werden muß. Es ist erstaunlich, was hier auf 120 Seiten geboten wird. „Hessisches Kirchenblatt"

Ein bedeutender Beitrag zu den brennenden Gegenwartsproblemen auf den Gebieten der Kultur und Religion. Eine sehr beachtliche Belesenheit und ein unbestechlicher Blick für das Richtige lassen den Verfasser die verwickeltsten Fragen klären. Auf knappem Raum ist eine große Stoffsammlung gegeben, die u. a. reiches Material für den Abwehrkampf gegen die Gegner des Christentums enthält. Besonders aktuell ist der Abschnitt über Religion und Ethos der Germanen. Vielleicht wird der Theologe nicht mit allen Ergebnissen, zu denen Leese in den einzelnen Kapiteln kommt, einverstanden sein. Aber alles in allem ein Buch, von dem man sagen muß: Jeder den gegenwärtigen Fragen aufgeschlossene Protestant sollte es gelesen haben. „Evangelisch-Sozial"

Man atmet auf, inmitten einer Flut von Schriften halb geschulter Denker wieder einmal eine auf tüchtiger Kenntnis und Denkschulung beruhende Arbeit anzutreffen.
„Theologische Literaturzeitung"

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Im Schwarzwaldkinderheim

TETENSHOF

werden Kinder zur Miterziehung der eigenen oder zur Erholung aufgenommen

Fröhliches Familienleben durch lebendiges Christentum. Eigene Landwirtschaft, Wald, Wasser, Luft- und Sonnenbäder. Schulbesuch der Volksschule im Ort, ab Sexta im Landschulheim Hinterzarten möglich. **Pension monatlich RM 90.–**

Auskunft: **Tetens / Kirchzarten / Freiburg i. B.**

Brief-Urteile über
Adolph: „Entbürgerlichung des Protestantismus"

Ein junger Pfarrer: Mit großer Freude und innerer Befriedigung habe ich das Buch gelesen. Es ist Ihnen eine Sinngebung des gewaltigen Geschehens der letzten Jahrzehnte gelungen, die vielleicht von großer Bedeutung werden wird. Was Ihnen geschenkt worden ist, wird nun hoffentlich vielen Protestanten helfen, hier ist der Weg zu wirklichem, tiefem und befriedigendem Verständnis des Nationalsozialismus vom protestantisch-theologischen Denken aus geöffnet. Mögen ihn viele gehen.

Eine Studiendirektorin: Ich kenne keine Darstellung unserer Kirchengeschichte, die mit so klaren Linien, mit so zwingender Folgerichtigkeit die Entwicklung, die zu der heutigen Lage führen mußte, schilderte. Und dabei ist es ein aufrüttelndes Buch; ganz unwillkürlich stellt man sich beim Lesen die Gewissensfrage, wie tief man selbst wohl noch in bürgerlichen Elementen wurzelt oder in geistiger Absonderung lebt. Dabei berührt so wohltuend, daß der Verfasser sich von allem scharfen Verurteilen, von allem Verletzenden freihält und damit in echt wissenschaftlichem Sinn klärende Aufbauarbeit leistet. – Gefreut hat es mich auch, wie positiv er über die Gruppenbewegung urteilt.

138 Seiten / Preis kartoniert zwei Mark

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Zum Erwachen des kolonialen Interesses

Von dem bekannten, von Prof. D. **Julius Richter**
mit Unterstützung der deutschen evangelischen Missionsgesellschaften herausgegebenen Werk

„Das Buch der Deutschen Weltmission"

erscheint neben der Geschenkausgabe (wie bisher Ganzleinen RM 7.50) eine
ungekürzte Studienausgabe in einfachem Einband **Halbleinen** zum Preis von **nur RM 5.60**

Diese Studienausgabe wird besonders den Missions-Studienkreisen, Seminaren und Arbeitsgemeinschaften willkommen sein. Gelegenheit zum Bezug gegen Zahlung in Raten bieten die meisten Buchhandlungen.
Das Buch bietet nicht nur einen Überblick über die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der deutschen evangelischen Mission, sondern zeigt, welche Fragen und Aufgaben heute von der Mission zu lösen sind. In besonderer Weise werden in dem Buch die Angriffe auf die Mission sachlich geprüft. Der Deutsche evangelische Missionsrat hat die Verbreitung des Buches besonders empfohlen. Wir hoffen, daß diese **Studienausgabe** allen Freunden der Mission bald unentbehrlich ist. Das erwachende Kolonial-Interesse zwingt weitere Kreise sich ernsthaft mit der Mission auseinanderzusetzen.

Leopold Klotz Verlag / Gotha